

Einzelpreis 70 Heller.

Redaktion und Verwaltung:
Prag, II., Nebojska 18.

Telephone:
Tagesredaktion:
26795, 31409.
Nachredaktion: 26797.

Postfachamt: 57544.

Inserate werden laut Tarif
billig berechnet. Bei öfteren
Einschaltungen Preisnachlaß.

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der tschechoslowakischen Republik.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich Ks 16.—
vierteljährlich 48.—
halbjährig 98.—
ganjährlig 192.—

Zustellung von Manu-
skripten erfolgt nur bei Ein-
sendung der Retourmarken.

Ersteinst mit Ausnahme
des Montag täglich (Ks)

6. Jahrgang.

Donnerstag, 11. Feber 1926.

Nr. 36.

Die Sprachenverordnungen 1897 und 1926.

Raum ein Ereignis der letzten Zeit hat bei den Deutschen im In- und Ausland eine solche Erregung hervorgerufen, wie die Sprachenverordnung. Schon der Titel „Sprachenverordnung“ erinnert an dunkle Zeiten des alten Oesterreich. Auch der polnische Graf Badeni hat, als er in Oesterreich in den Jahren 1896 und 1897 Ministerpräsident war und Kramar mit ihm in der Regierung saß, die so heikle Sprachenfrage im Wege einer Verordnung, also durch Diktat, lösen wollen. Nahezu 30 Jahre sind seitdem vergangen, dennoch stehen die Ereignisse von damals noch in lebhafter Erinnerung: die helle Empörung über Form und Art der Lösung dieses so schwierigen Problems bei den Deutschen, die Obstruktion der Sozialdemokraten und der deutsch-freieitlichen Parteien, die berühmt gewordene Obstruktionsrede des Abgeordneten Dr. Lecher, der von Dr. Kramar — damals österreichischer Minister — unternommene Versuch der Drosselung der Redefreiheit und der Sturm unserer Genossen auf des Präsidium, der dem Gewaltstreich der Regierung ein Ende bereitete, denn wenige Tage darauf trat die Regierung Badeni zurück. Von jenem Tage an konnte das österreichische Parlament nicht mehr geschlossen werden. Es wurde im folgenden Jahrzehnt eine Obstruktion von der anderen abgelöst, bis das Privilegienhaus in Schmach und Schande zusammenbrach und durch das Parlament des allgemeinen Wahlrechts abgelöst wurde. Aber schon war es zu spät. Die nationalen Gegensätze waren bereits so verschärft, die Völker gegenseitig so verhasst, daß auch das allgemeine Wahlrecht nichts mehr ändern konnte und das Parlament immer nur auf kurze Zeit flott gemacht werden konnte. So haben die Sprachenverordnungen des Grafen Badeni dem alten Oesterreich erst eigentlich das Grab geschaufelt, mindestens aber in seinem Körper jene Krankheit zur Fieberglut gesteigert, an der der moribunde Staat endlich im Weltkrieg unrühmlich starb.

Warum mußte es so kommen? Weil es in Oesterreich die Regierung immer verächtlich hat, durch eine ernste Aktion die Nationen im Staate zu veröhnen, zwischen ihren widerstreitenden Interessen einen Mittelweg zu finden im Interesse des Staates, dessen beste Kräfte im nationalen Streite zerstreut wurden und der — das war für jeden, der nicht mit politischer Kurzsichtigkeit geschlagen war, klar — dem sicheren Verfall entgegengehen mußte.

Es ist, als ob die geschichtlichen Ereignisse des alten Staates an den Nachkommen in der tschechoslowakischen Republik spurlos vorübergegangen wären. Es erben sich nicht nur Gebräuche und Rechte, sondern auch politische Fehler und politische Verblendung wie eine ewige Krankheit fort. Jene, die den tschechoslowakischen Staat heute regieren, haben gesehen, wohin ein Staat gelangt, der es nicht versteht, die ihn bewohnenden Völker mit seiner Existenz zu veröhnen, und was eine Regierung anrichtet, die das so heikle Problem der Sprachenfrage im Wege eines Diktates lösen will. Es wurde und wird noch gezeigt werden, daß die Sprachenverordnung zum Teil ungeschicklich ist und im Besonderen eine Anzahl ihrer Bestimmungen vom Obersten Verwaltungsgerichtshof aufgehoben werden dürfte, so daß die Regierung wohl eine Reihe von Blamagen erleben wird, nicht geringer als jene, die ihr ansäglich der Beschwerde der Gastwirte im deutschen Gebiete gegen die Anordnung der tschechischen Ausschreiben und der zweisprachigen Speisekarten durch den Obersten Verwaltungsgerichtshof bereitet wurde.

Die Folgen des unheilvollen Sprachendiktats zeigen sich bereits. Erbitterung lodert überall empor, Empörung über den Inhalt, der einer Verhöhnung der Minderheitsrechte einer Verletzung der im Friedensvertrag übernommenen Pflichten gleichkommt und die Unterdrückung der deutschen Bewohner offensichtlich zum Ziele hat. Empörung aber auch

Protest gegen die Umschläge der herrschenden Reaktion.

Gegen die Steuerpläne der Regierung. — Gegen die Aufrechterhaltung der verlängerten Militärdienstzeit. — Gegen das Unrecht der Sprachenverordnung.

Der Klub der deutschen sozialdemokratischen Abgeordneten und Senatoren und der Parteivorstand haben in einer gestern abgehaltenen gemeinsamen Sitzung folgende Entschlieung gefaßt:

Der Parteivorstand brandmarkt die auf Verteuerung der Lebenshaltung der Bevölkerung gerichteten reaktionären Pläne der Koalition auf das Schärfste. In einer Zeit des schwersten wirtschaftlichen Notstandes sollen die wichtigsten Bedarfsartikel verteuert werden, während die Regierung gleichzeitig dem Bankkapital und den Agrariern durch Steuerabschreibungen, Sanierungsfonds und durch Hülle freigebig Geschenke macht. Zu der unausschießbaren, den Staatsbediensteten feierlich versprochenen Regelung ihrer Bezüge würden selbst mäßige Ersparungen in den Repräsentationskosten der Republik, vor allem aber in den Militärausgaben vollständig hinreichen. Ihre Bedeckung durch eine neuerliche Belastung des Massenverbrauches ist ein Attentat auf die gesamte konsumierende Bevölkerung.

Ein solches Attentat bereitet auch die Militärverwaltung vor, indem sie statt der Einführung der in der Washingtoner Deklaration und im Wehrgesetz vorgesehenen Miliz, vor allem aber statt der mit dem heurigen Jahre automatisch eintretenden Herabsetzung der Militärdienstzeit — ganz gegen den Geist der revolutionären Verheißungen, aber auch gegen die Friedensbetuerungen des tschechoslowakischen Staates — die Aufrechterhaltung der vier Monate verlängerten Dienstzeit vorsieht und dahin abzielende Gesetzesvorlagen für die parlamentarische Behandlung vorbereitet. Dieser Schritt der Regierung würde von der gesamten Bevölkerung als Faustschlag empfunden werden und auf den heftigsten Widerstand derselben stoßen. Wir warnen daher schon jetzt vor der Verwirklichung dieser Absicht.

Der Parteivorstand protestiert auf das Entschiedenste dagegen, daß die Regierung und die Mehrheitsparteien gleich zu Beginn der Gesetzgebungsperiode und angesichts der Fülle von wichtigen gesetzgeberischen Aufgaben das Parlament durch zwei Monate vollkommen ausgeschaltet haben. Er billigt den Einberufungsantrag unserer Parlamentsfraktion, deren Bemühungen es gelungen ist, dem Parlamentspräsidium die Einberufung des Abgeordnetenhauses abzunötigen und verwahrt sich gegen den Versuch des Präsidiums, sich durch Vergewaltigung der Geschäftsordnung der meritorischen Erledigung des Einberufungsantrages zu entziehen.

Die Sprachenverordnung, welche unter Bruch einer ausdrücklichen Zusage der Regierung nicht dem Verfassungsausschusse vorgelegt, sondern einfach oktroyiert worden ist, atmet in jeder Zeile den Geist des Diktates. Sie verschärft die bisher geübte Praxis in noch höherem Maße und liefert die Angehörigen der Minderheiten vielfach dem willkürlichen Ermessen der nationalistischen Bürokratie aus. Sie bedeutet aber auch die Fortsetzung des Abbaues der nichttschechischen Staatsangestellten, sie erschwert die Tätigkeit der Gemeinden, belastet sie materiell und greift in ihre Autonomie ein. Sie verletzt sogar die in der Verfassung gewährleistete Freiheit des privaten Sprachgebrauches. Sie setzt überall das Recht des Staatsbürgers auf Gebrauch seiner Sprache hinter das chauvinistische Prestige zurück. Sie vergiftet in gefährlicher Weise das Verhältnis zwischen den Völkern und stört so empfindlich den nationalen Frieden, in welchem wir nach wie vor ein Lebensbedürfnis der arbeitenden Menschen dieses Staates erblicken.

Alle diese Maßnahmen erfordern die entschiedenste Abwehr, für welche sowohl seitens der parlamentarischen Vertretung, wie auch seitens der übrigen Parteistellen alle notwendigen Vorbereitungen getroffen werden.

über die Form, die so gewählt wurde. Keine Verhandlung, nicht der leiseste Versuch einer Verständigung mit den Vertretern der deutschen Bevölkerung, die schließlich doch rund ein Drittel aller Einwohner bildet. Kein Gesetz, zu dem die deutschen Abgeordneten hätten Stellung nehmen können, durch dessen parlamentarische Behandlung es vielleicht doch gelungen wäre, eine Reihe von Bestimmungen zu lindern, milder zu gestalten, kurz gesagt, eine Verordnung, ein Diktat! Ganz nach dem Muster Badenis, bei dessen Sprachenverordnungen gleichfalls Dr. Kramar der Inspirator gewesen ist.

Man rede sich nicht darauf aus, daß das Sprachengesetz vom 29. Feber 1920, Nr. 122, ausdrücklich der Regierung die Vollmacht für eine derartige Verordnung gebe. Das war eine Vollmacht, die die Regierung benutzen konnte, aber nicht benutzen mußte. Die Regierung war nach dem Gesetz vom 7. Oktober 1919, Nr. 541, auch ermächtigt, die Teuerungszulagen der Staatsbeamten im Verordnungswege herabzusetzen, und doch hat sie

hievon keinen Gebrauch gemacht, sondern hat diese Herabsetzung im Wege der Gesetzgebung durchgeführt. Bei nur ein wenig gutem Willen der Regierung wäre dies auch in der Sprachenfrage möglich gewesen. Hätte die Absicht bestanden, die Minoritäten nicht direkt vor den Kopf zu stoßen, so hätte man, wie es Svehla seinerzeit auch versprochen hatte, den deutschen parlamentarischen Parteien den Wortlaut der Verordnung vorher wenigstens vorlegen und ihre Äußerung darüber einholen müssen. Das wäre noch lange kein demokratisches Vorgehen gewesen, aber es hätte doch von gewissen Anzeichen eines Verständigungswillens gezeugt. Da dies alles unterlassen wurde, ist es schwer, anderes darin zu sehen, als die Absicht, die nationalen Minderheiten, vor allem den zweitstärksten Volksstamm im Staate, brutal vor den Kopf zu stoßen und sie nicht im Unklaren darüber zu lassen, daß man sie demütigen und unterdrücken will.

Die Staatslenker kennen Oesterreichs Schicksal, ist doch der tschechoslowakische Staat aus den Trümmern Oesterreichs aufgebaut wor-

Das Programm des neuen Reichsfinanzministers.

Berlin, 10. Feber. (Eigenbericht.) In der heutigen Reichstagsitzung hielt der neue Reichsfinanzminister Reinhold, der bisher in Sachsen Finanzminister gewesen ist, die einleitende Rede zur ersten Lesung des Reichsetats. Man hatte insgesamt den Eindruck, daß Reinhold mit der bisherigen Kapitalansammlungspolitik durch Erhebung höherer Steuern, als zur Bilanzierung des Etats notwendig ist, ein Ende macht. Das bedeutet eine scharfe Kritik der Politik des bisherigen deutschnationalen Finanzministers Schlieben. Wenn Reinhold damit angefangen hätte, die Steuerbelastung der minderbemittelten Bevölkerung abzubauen, wäre ihm die Sozialdemokratie darin gefolgt. Aber mit Ausnahme der Ermäßigung der Umsatzsteuer von 1 Prozent auf 0,6 Prozent will er lediglich bei Besitzsteuern Ermäßigungen und Erleichterungen durchzuführen. Er schließt sich mit seiner Behauptung der bürgerlichen Klasse an, daß die Besitzsteuern zu hoch seien und die Produktion dadurch übermäßig belastet werde. In Wirklichkeit haben die Unternehmer alle Steuern und sozialen Lasten auf die Verbraucher abgewälzt. Trotz allen bisherigen Erleichterungen denken sie nicht daran, die Preise abzubauen. Auch die neuen Ermäßigungen der Besitzsteuern werden nicht, wie Herr Reinhold meint, die Senkung der Preise zur Folge haben, sondern wiederum werden die besitzenden Klassen den Vorteil der Steuerermäßigung für sich behalten. Der Finanzminister verkündete im Zusammenhange damit, daß die Preissenkungssaktion weitergeführt werden solle. Auch dieser Ankündigung steht die Sozialdemokratie sehr skeptisch gegenüber. Denn bisher richteten sich die Inlandspreise nicht nach den Wünschen der Regierung, sondern nach den Preisen der ausländischen Konkurrenzergüsse. Solange aber die Zölle nicht abgebaut werden, ist mit einer entschiedenen Senkung der Warenpreise und damit einer Beebung der Wirtschaft nicht zu rechnen. Ueber die Zollfragen hat sich aber der Finanzminister gar nicht geäußert, ebensowenig darüber, ob die Regierung endlich den Kampf gegen die Preisdikatur der Kartelle aufnehmen wolle.

Im allgemeinen hatte man von dem demokratischen Finanzminister den Eindruck einer sympathischen Persönlichkeit. Aber ohne Zweifel folgt er bürgerlichen Gedankengängen und deshalb wird ihn die sozialdemokratische Fraktion aufs Schärfste bekämpfen, wenn er nicht ihren Forderungen auf Erleichterung der Lage der werktätigen Bevölkerung entschiedene Zugeständnisse machen wird. — Die Aussprache der Parteien über das Etat wird morgen beginnen.

Tirol vor dem Völkerbund?

Wien, 10. Feber. Angesichts der Erregung, die in Tirol wegen der Drohungen Mussolinis besteht, kann die österreichische Regierung einer Fortdauer der jetzt bestehenden Spannung nicht ruhig zusehen. Wie verlautet, wartet sie nunmehr das Eintreten der Kundgebung des Tiroler Landtages gegen Mussolini ab und wird dann sofort dazu Stellung nehmen. Landeshauptmann Dr. Stumpf hat bekanntlich angekündigt, an die Regierung mit der Forderung heranzutreten, sie soll prüfen, ob die Voraussetzungen dafür gegeben sind, die Frage dem Völkerbund vorzulegen.

Aber keine Spur von Erkenntnis aus dem Schicksal des zugrunde gegangenen Reiches, keine Lehre für die Führung des eigenen Staates, kein Quentchen staatsmännischer Weisheit! Ahnen denn die Koalitionsparteien nicht, daß sie den nationalistischen deutschen Parteien mit einem derartigen Vorgehen die größte Freude bereiten? Dadurch wird ihnen doch das wirksamste Agitationsmaterial für ihren Chauvinismus geliefert. Doch was nützen derartige Betrachtungen? Nicht was dem Staate frommt, nicht was die Völker im Staate einander näher bringt, nur was nach außen hin die Macht des Staatsvolkes über die anderen Volksstämme zeigt, und was nach außen hin dem Staat das Gepräge des rein tschechischen Staates verleiht, das zu tun hält man für das richtige. Der Geist Dr. Kramars ist es, der über der Sprachenverordnung vom Jahre 1926 ebenso schwebt, wie über jener vom Jahre 1897! Man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszu sagen zu können, daß diesem Geiste zu folgen dem Staate weder Ruhm noch die für ihn notwendige friedliche Entwicklung bringen kann.

Inland.

Beratung unserer parlamentarischen Klubs und des Parteivorstandes.

Gestern fand eine gemeinsame Sitzung des Parteivorstandes und der parlamentarischen Vertretung der Partei statt. Sie beschäftigte sich mit einer ganzen Reihe bedeutsamer politischer und wirtschaftlicher Fragen. Einleitend erörterte der Parteivorstand die politische und parlamentarische Situation, schilderte in diesem Zusammenhang die wirtschaftlichen Verhältnisse dieses Landes, die sich in letzter Zeit immer mehr verschärfen und sich in sehr schwerer Weise für die Arbeiterklasse auswirken. Genosse Czoch erörterte sodann in eingehender Weise die Durchführungsverordnung zum Sprachengesetz, die bevorstehende Kopplung des Wehrgesetzes, die projektieren finanziellen Bedeckungsmassnahmen zum Staatsangehörigkeitsgesetz und dieses selbst. Hierbei kam er naturgemäß auch auf den durch die Ausschaltung des Parlaments notwendig gewordenen Einberufungsantrag unserer Fraktion zu sprechen und konnte mit Genehmigung feststellen, daß dieser Antrag seine Wirkung getan und der Regierung gegen ihren Willen und ihre Absicht die Einberufung des Parlaments abgelehnt hat. Die Einberufung des Parlamentspräsidenten erfuhr seitens des Redners die gebührende Beurteilung. In diesem letzten Gegenstande, aber auch zu den übrigen in Verhandlung stehenden Fragen wurde vom Referenten sodann eine Reihe von Massnahmen beantragt. An die Ausführungen des Vortragenden schloß sich eine sehr eingehende Debatte, die in der einstimmigen Annahme einer Gesamtergebnisse der Beratung zusammenfassenden Resolution ihren Abschluß fand. Die Resolution ist an anderer Stelle des Blattes abgedruckt. Hierauf gelangte das an den Parteivorstand gerichtete Schreiben der Kommunisten betreffend eine gemeinsame Aktion zugunsten der von der Reichsberger Zentralgewerkschaftskommission aufgestellten sozialpolitischen Forderungen zur Verhandlung. Auf Grund der gesamten Verhandlungsergebnisse wurde die Abfertigung eines Schreibens an die kommunistische Partei und die Veröffentlichung desselben in der Parteipresse beschlossen. Nach Erledigung dieser beiden Gegenstände beschäftigte sich die Sitzung mit den vom Partei- und Klubpräsidenten in Vorschlag gebrachten politischen und parlamentarischen Aktionen und schloß die sachgemäßen Beschlüsse.

Die Koalitionsverhandlungen wiederum ergebnislos.

Prag, 10. Feber.

Die im Parlament stattgefundene Sitzung des politischen Zwölferausschusses der Koalition führte zu keinem Ergebnis und ging im Zeichen allgemeiner Verstimmung auseinander. Der Beschluß des Ministerrates über die Staatsangehörigkeitsvorlage ist bei allen koalitierten Parteien auf lebhaften Widerstand gestoßen und wahrscheinlich werden die koalitierten Parteien den Beschluß des Ministerrates in der Staatsangehörigkeitsfrage nicht gutheißen. Wie wir erfahren, wurden in der Sitzung Dr. Rejzkar und Dr. Ramak mit der Ausarbeitung einer gemeinsamen Interpellation der Koalition über die ungarischen Angelegenheiten beauftragt. Ueber

Sensationelle Neußerungen Bethlens:

Tschechische Noten im Jahre 1921 gefälscht?

Die österreichischen Christlichsozialen bloßgestellt. — Baeran auch Notenfälscher?

Wien, 10. Feber. (Eigenbericht.) Die „Arbeiter-Zeitung“ bringt morgen einen sensationellen Bericht über den Budapest-Untersuchungs-Ausschuß, in dem Bethlen aussehenderregende Mitteilungen über die Fälschung tschechischer Kronnoten im Jahre 1921 und 1922 gemacht hat. Wenn man auch die Wahrheitsliebe des ungarischen Ministerpräsidenten nicht sehr hoch einschätzt, so muß man doch von seinen Mitteilungen Kenntnis nehmen. — Bethlen sagte, er habe von diesen Fälschungen im Jahre 1922 zuerst Kenntnis bekommen. Die Pläne zu diesen Fälschungen habe der Abgeordnete Baeran gemacht. Die Fälscher wollten zunächst eine Werkstatt in der Nähe von Wien errichten. Dann hätten sie mit Unterstützung des christlichsozialen steirischen Landeshauptmannes Rintelen eine Werkstatt in der Nähe von Graz errichtet, die unter Verwendung steirischer Gendarmen gestanden sei. Als dann über Weisung der tschechischen Gerichte Refzaros verhaftet wurde, intervenierte der damalige ungarische Gesandte bei dem christlichsozialen Bundeskanzler Schober. Dieser habe gesagt, daß sich bereits christlichsoziale Parteifunktionäre wiederholt für Refzaros eingesetzt hätten und Bethlen bestritt, daß Refzaros eine Kautionserlegen mußte. Die Christlichsozialen haben ihn ohne Kautions bestritt. Da gegen die Fälscher, die in den Händen der österreichischen Behörden waren, so vorgegangen worden sei, hätte man auch in Ungarn die Untersuchung niederschlagen müssen.

die Sitzung wurde von den Koalitionsparteien folgende Mitteilung ausgegeben:

Heute fand unter dem Vorsitz des Abgeordneten Tomasek eine Sitzung des zwölfgliedrigen Exekutivsausschusses der koalitierten Parteien statt. Für die Regierung waren Ministerpräsident Dr. Svehla und die Minister Dr. Englis, Mrgr. Szamek und Dr. Kosel anwesend. Nach Erledigung des laufenden Programms erstattete der Regierungschef eingehenden Bericht über den bisherigen Verlauf der Verhandlungen über die Regelung der Staatsangestelltenbezüge und präziserte den Standpunkt der Regierung zum Vorschlag der Staatsangestelltenkommission. Am Samstag vormittags wird der zwölfgliedrige Exekutivsausschuß der koalitierten Parteien zu einer neuen Sitzung zusammentreten, um die Vorlage, sowie auch die Frage der Deckung der endgültigen Verhandlung zu unterwerfen.

Ländlich-sittliche Journalist. Der Fall des „Abend“ und seines Chefredakteurs Weis ist, möchten wir, für jeden klar gestellt. Gewiß; doch nur für die „Deutsche Landpost“ nicht. Mit einer Stille, die der Sozialdemokratie gegenüber vor nichts zurückzuführen gewöhnt ist, gibt man im landbändlerischen Hauptorgan dem „Wiener Pressesandal“ den Untertitel: „Der sozialdemokratische Chefredakteur Weis wegen Erpressung angezeigt“. Die „Arbeiterzeitung“, wir und auch die anständige Bürgerpresse, haben der Wahrheit gemäß festgestellt, daß Weis niemals Sozialdemokrat, geschweige denn sozialdemokratischer Redakteur oder Chefredakteur war. Jedermann weiß das, nur die Revolverpresse und die „Deutsche Landpost“ nicht. Das heißt: sie weiß es, will es aber nicht wahrhaben. Denn da die „Deutsche Landpost“ unwahrer Weise vom „Stillschweigen der sozialdemokratischen Presse zu diesen Enthüllungen“ schreibt, so muß sie doch, um dies „festzustellen“, vorerst die sozialdemokratische Presse gelesen haben. Da wir uns aber sehr ausführlich gestern schon ein zweites Mal mit dem Fall „Abend“ und Weis beschäftigt haben, täte die „Landpost“ gut daran, ihre unwahren Behauptungen in anständiger Weise richtigzustellen. Die „Landpost“ erzählt übrigens auch von „hervorragenden sozialdemokratischen Größen“ (Zeitg. Deutsch. Breiter) aus dem „Freundeskreis“ des Herrn Weis. Das hat

sich das Agrarblatt einfach aus den Fingern gezogen: Weis gehörte so zu dem Freundeskreis der genannten Genossen, wie etwa die „Landpost“ zu dem unsern . . .

Ja, das sind eben gegenseitige Verpflichtungen! Venek ist zu einer Konferenz der Kleinen Entente nach Rumänien gefahren. Man spricht allgemein davon, daß diese Zusammenkunft in Temesvar stattfindet. Das ist aber falsch. Richtig heißt der Ort Timisoara. Darüber belehrt die tschechische Regierungspresse (einschließlich der deutschgeschriebenen), die die Bezeichnung Temesvar peinlich vermeiden, obwohl man doch allgemein Temesvar, nicht aber Timisoara kennt. Selbstverständlich ist diese Liebe für kleinententistische Eigenart eine wechselseitige: man wird eben auch niemals eine Konferenz in Eger oder Podonah abhalten, höchstens in Eger oder Podonah, womit man gleichzeitig auch dem Ausland auf trockenem Wege eine kleine Sprachenverordnung versetzt . . .

Der „Global“ prophezeit eine lustige Parlamentsession. Das Organ Hlinkas sagt voraus, daß die kommende Parlamentsession noch viel lustiger sein wird, als es die jetzige war. Während man in der vergangenen Parlamentsession nur sang, piff und Trompeten gebrauchte, werden in der kommenden Session die Reden von Musik begleitet sein.

Für den 14monatigen Präsenzdienst steht sich „Bravo Vidu“ ein, welches im Vorartikel erklärt, daß die Partei auf der Durchführung des Wehrgesetzes von 1920 beharrt und auch bereit sei, alle Mittel zu bewilligen, die sich als notwendig erweisen würden, damit der 14monatige Präsenzdienst ohne Schaden der militärischen und Schutzinteressen des Landes in Kraft trete. Dabei behalte sie sich aber die Kritik aller jener Faktoren vor, die sich nicht rechtzeitig — während voller fünf Jahre! — um genügende Vorbereitungen gekümmert haben, daß die 14monatige Dienstzeit glatt eingeführt werden könnte. Das Parlament — davon sei die Partei fest überzeugt — beharrt auf dem einmal gegebenen Gesetze, auf dem Gesetze, das mit unseren internationalen und wirtschaftlichen Verhältnissen und den ständigen Erfordernissen im Einklang steht.

Funkim Arbeiter- und Privatbeamtenversicherung. Dem „Narodni Osvozoje“ wird in gut informierten Kreisen über die Frage

der Novellierung der Privatbeamtenversicherung erklärt, die Regierung habe ein Junktim zwischen der Arbeitersozialversicherung und der Versicherung der Privatbeamten verkündet. Die Arbeiten der betreffenden Kommission des Fürsorgeministeriums sind in den Hauptumrissen bereits beendet und es verbleibt nur die Verhandlung des materiellen Teiles, d. i. die Durchrechnung der Versicherungsprämie, die die Angestellten zahlen werden und der Ansprüche auf Invaliden- und Alterspension. Gegen den bisherigen Stand soll die Versicherung bedeutend erweitert werden, was hauptsächlich aus der Erhöhung des Grundgebhalts, der der Versicherung unterliegt, auf 24.000 Kronen ersticht.

Was ist mit dem schlesischen Landeschulrat? Vor Jahren schon hat die deutsche sozialdemokratische Fraktion die Wiedereinführung des Landeschulrates für Schlesien in Anträgen und Interpellationen gefordert, ohne daß diese unsere Forderung von welcher Seite immer im Parlamente unterstützt wurde. Nunmehr schreibt der tschechische sozialdemokratische „Duch Casu“: „Sieben Jahre sind verfloßen, seitdem die österreichischen Kempter und Institutionen durch republikanische Kräfte wurden. Nur beim schlesischen Landeschulrat trat keine Aenderung ein. Die jetzige Zusammensetzung entspricht nicht den Forderungen der Bevölkerung. Dieser Zustand darf selbst im Interesse des schlesischen Schulwesens nicht geduldet werden und wir sehen uns daher gezwungen, alle Schritte zu unternehmen, die zur Aenderung der bestehenden Ordnung hinführen. Die Herrschaft dieser Bürokraten muß gebrochen und der Landeschulrat durch Mitglieder aus der Bevölkerung und dem Lehrstande ergänzt werden, so wie dies längst schon in Mähren und Böhmen geschehen ist. Wir wissen zwar sehr wohl, wer die Reorganisation des Landeschulrates bisher zu vereiteln versuchte und auch vereitelte und wir werden dafür Sorge tragen, daß ihm nächstens kein Gehör geschenkt wird. Daß das heute beim Landeschulrat geschieht, darf unter keinen Umständen geduldet werden und wir fordern daher das Unterrichtsministerium dringend auf, die Reorganisation des schlesischen Landeschulrates unverzüglich vorzunehmen und nach dem böhmischen und mährischen Muster durch Volksvertreter und Lehrer zu ergänzen. Es ist notwendig, den Unwillen einiger Herren zu brechen, die im Landeschulrate machen, was sie wollen. In Schlesien entscheidet die Kanzlei des Landeschulrates, da ein Landeschulrat in Wirklichkeit nicht besteht.“

Deutliches Volksbegehren Mitte März?

Berlin, 10. Feber. (Eigenbericht.) Obwohl die Regierung den gemeinschaftlichen Gesetzentwurf der Sozialdemokraten und der Kommunisten für die Fürstenabfindung schon länger als vierzehn Tage vorliegen hat, hat sie noch nicht dazu Stellung genommen und bisher auch nicht den Termin für das beantragte Volksbegehren angesetzt. Anscheinend verfolgt sie die Taktik, erst den Kompromißantrag der Regierungsparteien durch den Reichstag zu erledigen, weil sie sich davon eine beruhigende Wirkung auf die Bevölkerung verspricht. In der letzten Zeit sind aber im ganzen Reich so zahlreiche und eindrucksvolle Kundgebungen für die völlige Entlassung der früheren Fürstenhäuser erfolgt, daß die Regierung es sich jetzt anders überlegt hat. Es ist anzunehmen, daß die Listen fürs Volksbegehren vom 13. bis 17. März aufgelegt werden. Welchen Umfang die von den Parteien organisierte Arbeit der Listenausslegung haben muß, geht daraus hervor, daß mehr als 60.000 Gemeinden in Betracht kommen.

Copyright durch Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig, 1922.

Die Goldwälder am Klondike.

Roman aus der Zeit der großen Goldfunde in Kanada und Alaska

46 von Emil Drobnberg

Auf andern Morgen, schon ganz in der Frühe, setzte er sich in einem Raum an seine Arbeit, der für diesen und ähnliche Zwecke bestimmt war, wenn auch seine Ausstattung nur aus einem langen rohen Tische und einigen Schmelzen von gleich primitiver Beschaffenheit bestand. Escher war übrigens nicht der einzige, der sich hier eingefunden hatte. Mehrere andere Wälder waren mit Briefschreibern beschäftigt, und ein Landagen erklärte zwei offenbar Spekulationslustigen Neuankömmlingen aus einem vor ihm liegenden Plane die Vorteile gewisser Baustellen in der Stadt oder deren Umgebung.

Escher beschrieb ein Blatt nach dem andern, frisch aber wiederholt aus, was er geschrieben hatte, und warf mehrere durch zu viele Korrekturen unbrauchbar gewordene Blätter zur Seite, denn er fand es heute schwierig, seine Gedanken zusammenzufassen. Immer wieder ertappte er sich dabei, daß sie abwanderten und bei der Frage verweilten, ob er Eileen allein nach Fort Yukon gehen lassen dürfe oder er nicht vielmehr die Pflicht habe, sie zu begleiten, bis sie ihren Vater gefunden habe. Er wünschte fast, daß sie hier niemand finden möchte, dem sie sich anstellen könnte; dann wäre die Frage ohne sein Zutun nach seinen geheimen Wünschen sofort entschieden und er vor sich selbst gerechtfertigt gewesen.

Auch Lynn und seine Begleiterin erschienen zwei oder dreimal in der Schreibstube und zuletzt schloß sich ebenfalls aber etwas entfernt von ihm, an den Tisch, wo das Mädchen nach An-

gaben, die Lynn ihr zuzuführte, einen Brief zu schreiben begann.

Die Mittagsstunde war bereits vorüber, als Eileen in dem Zimmer erschien, um ihn zur Mittagsspeise zu rufen. Das Hotel konnte Mahlzeiten nicht liefern, da überall im Innern des Landes die Lebensmittelvorräte unter dem Zustrom von Zehntausenden von Menschen aufgebraucht waren. Es mußte daher den Reisenden überlassen bleiben, sich von ihren eigenen mitgebrachten Vorräten, so gering diese in einzelnen Fällen auch waren, ihre Mahlzeiten zu bereiten. Wozu ihnen der große Herd in der Küche zur Verfügung stand.

Escher unterbrach seine Arbeit, um sie später zu vollenden und verließ mit Eileen den Raum. Einige verschriebene Blätter hatte er auf seinem Tische liegen lassen.

Lynn war das nicht entgangen. Raum hatte sich die Tür hinter Escher geschlossen, als er sich erhob und anscheinend ganz absichtslos an dem Tische, den dieser bisher eingenommen hatte, vorüberging. Dabei schienen diese Blätter sein Interesse wahrzunehmen. Er nahm eines davon auf und begann mit der mühsigen Neugier eines Mannes, der eben nichts Besseres zu tun hat, das Geschriebene zu lesen. Seine Augen schielten aber zu den beiden anderen Gästen, die außer ihm und seiner Begleiterin noch über die Mittagsstunde hinaus hier zurückgeblieben waren.

Deren Aufmerksamkeit war aber vollständig von ihrer eigenen Arbeit in Anspruch genommen, und sie zeigten nicht das geringste Interesse für sein Tun oder Lassen. Sie bemerkten es deshalb auch nicht, daß er das Blatt, als ob er nur sein eigenes Geschriebenes noch einmal überprüft hätte, zusammenfaltete und in die Tasche steckte.

„Was willst du damit?“ fragte ihn seine Begleiterin, die inzwischen ihren Brief beendet hatte und zu ihm getreten war, im Klusterton.

„Weiß ich noch nicht!“, war seine ebenfalls mit gedämpfter Stimme gegebene Antwort. „Ich

denke nur, es könnte mal von Wert sein, wenn wir seine Handschrift haben. Für solche Dinge muß man eben in der Zeit sorgen.“

Am Nachmittag, als Escher seinen Bericht fertiggestellt und dem Postagenten übergeben hatte, begegnete er auf dem Rückwege von diesem vor dem Hotel Eileen, die aufgeregt war und ihm offenbar eine Neuigkeit zu berichten hatte.

„Denken Sie sich“, rief sie, „ich habe Leute gefunden, denen ich mich nach Fort Yukon anschließen kann. Es ist ein schon älteres Ehepaar, das dort ein Boardinghaus aufmachen will.“

Escher hätte sich nun eigentlich darüber freuen sollen, daß Eileen es so gut getroffen hatte und nun auf ihrer Weiterreise den erforderlichen Schutz haben würde. Aber er vermochte es nicht. Es war unvernünftig, er wußte das, aber er empfand es als eine Enttäuschung, daß ihr kein Schutz, den er ihr so gern gewährt und der ihn alle Mühsal der Reise hatte gering achten lassen, von jetzt ab entbehrlich war.

Sie waren auf der breiten Straße, deren Schneedecke während der Mittagsstunden ein wenig aufgetaut, aber längst wieder gefroren war, und auf der jetzt die frühe Dämmerung lag, über die letzten Häuser hinaus fortgewandert.

„Sie scheinen sich gar nicht darüber zu freuen“, sagte Eileen, als er zu ihrer Mitteilung noch immer schwieg.

„Freuen?“ wiederholte er und mußte sich Mühe geben, seiner Stimme einen festen Klang zu verleihen. „Ich werde mich natürlich freuen, wenn Sie Ihren Vater finden. Aber ich weiß nicht —. Und ich habe im Augenblick eigentlich nur daran gedacht, daß Sie morgen aus meinem Leben gehen werden, — wie ich aus dem Ihrigen. Und wir waren doch so gute Kameraden geworden.“

„Und werden es bleiben“, entgegnete Eileen warm. „Sie waren der beste Kamerad, den ich jemals hatte. Unsere Wege trennen sich morgen, aber die Zeit, die wir miteinander durchleb-

und von der fast jeder Tag war wie ein Jahr — glauben Sie, daß ich die jemals vergessen könnte?“

Escher schwieg. Er wagte nicht zu sprechen, denn er fürchtete, daß Worte auf seine Zunge kommen würden, die ungesagt bleiben mußten. Er hatte auch nur das gehört und wiederholte es nach einer Weile unbewußt:

„Unsere Wege trennen sich morgen —“

„Und es ist vielleicht gut so“, sagte Eileen leise.

„Gut so?“ erwiderte Escher mit einem Anflug von Bitterkeit. „Freilich, es ist so vernünftig, und darum ist es gut. Alles Vernünftige ist gut, aber es schmerzt oft. Eileen, ich wünsche, ich könnte anders zu Ihnen sprechen.“

„Ich weiß, und ich habe Sie nur noch mehr geachtet, daß Sie es nicht getan haben, denn ich weiß auch, daß Sie nur mit Rücksicht auf mich geschwiegen haben. Aber auch wenn Sie gesprochen hätten, es hätte doch kommen müssen, wie es jetzt kommt. Und erst recht dann. Verstehen Sie mich nicht falsch — es hätte mich glücklich gemacht. Fast so glücklich, wie mich Ihr Schweigen gemacht hat. Aber wir hätten dann die Trennung, wenn sie sich nicht schon durch die Umstände ergeben hätte, selbst herbeiführen müssen. Denn Sie haben Ihren Stolz, der Ihnen Schweigen gebot. Aber ich habe auch den meinigen, und der hätte mir nicht gestattet, Sie anzuhören. Sie haben sich Ihre Zukunft zu erkämpfen, und das ist schwer, auch für einen Mann wie Sie. Aber es ist doppelt schwer, wenn er dabei nicht frei ist, wenn er eine Last mit sich herumzutragen hat, die ihn am Boden festhält. Glauben Sie, ich hätte den Gedanken ertragen können, Ihrem Aufstieg im Leben ein solches Hindernis zu sein? — Ich möchte Sie an einen Spruch erinnern, — einen deutschen Spruch, den ich in einem Zimmer des Professor Died, meines Lehrers in San Franzisko, habe hängen sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mussolini antwortet:

Wertbarer Rückzug. — Eine anmaßende und lächerliche, aber für den Duce „gemäßigte“ Rede. — Die Tschchoslowakei wieder als Beispiel der Gewalt.

Mussolini hat sich mit seiner Antwort an Stresemann sehr beeilt. Die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, ergriff er, um wieder die Schleusen seiner Verebtheit übergehen zu lassen. Die neue Rede ist, das muß zugegeben werden, inhaltlich bedeutend gemäßigter als die erste. Sie bringt keine so groben Beleidigungen wie diese, auch der Spott fällt in den Mäßen. Selbstverständlich ist auch diese Rede nach den Begriffen, die man im nicht feindschaftlichen Europa vom diplomatischen Verkehr hat, unhaltbar, grob, anmaßend und in weiten Teilen lächerlich. Für einen Faschisten, der parteimäßig dazu verpflichtet ist, mit dem Säbel zu rasseln, andere Nationen zu verachten und unvernünftige Behauptungen aufzustellen und für Mussolini, der vom Größenwahn befallen ist, im besonderen bedeutet die Senatssrede direkt ein Zugeständnis und man wird es zum Teil auf das Konto der sehr geschickten Rede Stresemanns, zum Teil auf das Konto der sehr energiegelassen Haltung Englands sehen müssen, daß Mussolini einen Rückzug antritt. Wichtig ist, daß er seine Phrase von der Brennergrenze, die ein Anfang sei, zwar formell bestätigt, dann aber doch im „Sinne des Friedensvertrages“ interpretiert. Interessant ist, daß er wieder die Tschchoslowakei als Beispiel einer schlechten und ungeschicklichen Behandlung der Deutschen anführt. Im großen und ganzen ist die Rede ein Rückzug des Faschismus und ein Erfolg der deutschen Politik, natürlich alles nur gemessen an den besonderen Maßstäben, die für eine politische Richtung, wie den blutbesetzten Faschismus, und für einen geistig nicht normalen Menschen wie Mussolini gelten.

* *

Rom, 10. Febr. (Stefani). Unter der größten Aufmerksamkeit hielt heute im dichtbesetzten Senat Ministerpräsident Mussolini eine von stürmischem Beifall begleitete Rede, in der er u. a. folgendes ausführte:

Die lange und gewundene Reichstagsrede des deutschen Außenministers Dr. Stresemann macht eine sofortige Antwort notwendig, die klar und präzise sein wird, wie die Rede, die ich am vergangenen Samstag in der Kammer gehalten habe. Diese Rede war nicht improvisiert, sondern während zweier Monate eines erbitterten antitalienischen Geschreies mit Geduld — ich wiederhole, mit Geduld überlegt. Es war keineswegs eine rhetorische, sondern im Gegenteil eine geradezu antirhetorische Rede. Die Tatsache, daß Außenminister Dr. Stresemann meine Rede anders auslegen konnte, beweist wieder einmal, daß Stresemann und viele andere Deutsche ganz und gar nichts von den tiefgehenden geistigen und antirhetorischen Ummächtigungen wissen, die sich in dem zeitgenössischen italienischen Bewußtsein vollzogen haben. Aber das sind nur Einzelheiten der Debatte. Wenige Reden haben in der italienischen Seele und der öffentlichen Meinung Europas eine so rasche und so starke Rückwirkung gehabt, wie die meine. Das beweist, daß sie zur Klärung der Lage notwendig war, die sich fortschreitend trübte und zu Ereignissen von außerordentlicher Schwere führen könnte. Diese Klärung ist eingetreten. Der Gegensatz ist geschichtlich klar. Es handelt sich um einen Gegensatz zwischen dem vollen italienischen Rechte und dem unsinnigen deutschen Anspruch. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich dem Geiste und dem Buchstaben nach meine letzte Rede bestätige, einschließlich der Anspielung am Ende auf

die Tricolore am Brenner, welche Anspielung Stresemann nach seinem Verlieben auslegen kann, die aber die Italiener in dem Sinne auslegen, daß

Italien niemals die Verletzung der Friedensverträge dulden wird, die seine um blutigen und sehr harten Preis eroberten Grenzen garantiert.

Stresemann vernag übrigens mit seiner Rede nichts anderes, als alle wesentlichen Punkte meiner Rede zu bekräftigen. Hat er etwa meine Angabe dementiert, daß Italien in der Nachkriegszeit gegenüber Deutschland eine gemäßigte Politik befolgt? Nein; denn er konnte das nicht! Hat er die Kampagne der deutschen Presse dementiert, die während mehrerer Monate die Grenzen des elementarsten Anstandes überschritt, indem sie antitalienische Lügen verbreitete und Einrichtungen und Gefühle verletzte, die dem Italiener die teuersten sind? Nein, denn die Presselampagne war organisiert und selbst die Regierungsblätter waren für sie eingenommen und so gar die „Tägliche Rundschau“, die mit Recht als das Organ des deutschen Außenministers betrachtet wird. Hat Stresemann die Kampagne dementiert, die darauf gerichtet ist, den Boykott des Reiseverkehrs in Italien herbeizuführen? Nein, denn diese Kampagne ist unternommen worden, sie dauert an und wird schärfer, wie aus den Nachrichten hervorgeht, die ich gerade heute vormittag erhalten habe.

Auch sagte Stresemann kein einziges Wort über meine Feststellung, daß, während Millionen Deutscher von anderen Staaten anerkannt worden sind, einzig und allein für das obere Etschland künstlich eine Agitation entfesselt, die auf notorische Lügen aufgebaut ist.

Stammt denn die Verordnung der Prager Regierung nicht aus den allerersten Tagen, durch die den Staatsangehörigen der Tschchoslowakischen Republik einschließlich der 3 1/2 Millionen Deutschen der obligatorische Gebrauch der tschechischen Sprache in allen staatlichen Verwaltungszweigen auferlegt wird?

Ich bestätige erneut, daß wir ein gastfreundliches Volk sind und bleiben werden, aber wir dulden nicht, daß die Gäste überhebliche Herrscherrollen zur Schau tragen und uns ihr Geld ins Gesicht werfen, als ob

Italien keine andere Erwerbsmöglichkeit besäße. Zahlreiche Deutsche kennen vielleicht nicht das Italien der Keder, Werkstätten und Werkten, das sehr gut leben könnte, selbst wenn künftig kein einziger Deutscher über die Alpen kommen würde. Ich habe das Denkmal und die Erinnerung an Walter von der Vogelweide respektiert, aber ich habe es grotesk gefunden, daß man ihm Dante gegenüberstellen will. Ich verleugne nicht, was ich 1920 über die Möglichkeiten Deutschlands geschrieben habe, aber das Italien, das ich mit einem Regime vertritt, welches

nicht eine Episode, sondern eine Epoche darstellt, beugt sich nicht vor Vermundschaft oder Anmaßung, von wem es auch sei und kennt keine Freundschaften, die nicht auf vollkommen politischer und moralischer Gleichberechtigung beruhen.

Sichtlich der Entnationalisierung des Gebietes an der oberen Etsch verwehrt Dr. Stresemann absichtlich eine Entnationalisierung, die nicht vor sich geht, mit der einfachen Anwendung der italienischen Gesetze.

Die Anerkennung Sowjetrußlands aufgeschoben

Eine überraschende Mitteilung Dr. Benes's auf der Temesvarer Konferenz.

In Temesvar sind gestern die Außenminister der Kleinen Entente mit dem üblichen Aufwand an begeisterten Volksmassen, Flaggen und Begrüßungsreden zu einer Konferenz zusammengetreten, die sich in erster Linie mit den ungarischen Fälschergeschäften befassen sollte. Ausgerechnet diese Gesellschaft von erzeaktionären Bojaren hat sich nun der Außenminister Benes ausgezogen, um dort so nebenbei plötzlich zu erklären, daß es mit der Anerkennung Rußlands de jure durch die Tschchoslowakei wieder einmal nichts ist. Seit Jahren weiß es in der ganzen Tschchoslowakei schon fast jeder Abtschübe, daß die Anerkennung der Sowjetregierung als legale Macht in Rußland für uns und für unsere Wirtschaft ein Gebot der Notwendigkeit ist. So ziemlich alle größeren und kleineren Mächte haben schon längst diesen Schritt getan, nur der Tschchoslowakei blieb es vorbehalten, unter dem Druck der Nationaldemokraten, deren Führer Kramak sich noch immer nicht mit den gegebenen Tatsachen abzufinden vermochte, die Anerkennung der Sowjets, die uns mindestens ebensoviel Vorteile brächte als den Russen, immer wieder auf die lange Bank zu schieben.

Endlich schien in den letzten Monaten und Wochen auch in amtlichen Kreisen die Stimmung umgeschlagen zu haben. Die Nationaldemokraten wurden in den Novemberwahlen dezimiert und damit ihr Einfluß in der Koalition zumindest zahlenmäßig erheblich geschwächt. Es schien also der geeignete Moment zur Anerkennung gekommen zu sein. Herr Benes verhandelte denn auch mit den Russen, erschien sogar in der russischen Handelsvertretung und letzter Samstag sollte das

Südtirol gehört in den Kreis der italienischen Kulturgemeinschaft, die italienische Politik ist eine Politik der Gerechtigkeit. Stresemann hat eine andere Haltung Deutschlands gegen seine Minderheiten versprochen. Es muß sich zeigen, ob diese Versprechungen gehalten werden. Die kurze Debatte der letzten Tage hat nicht zwei Minister einander gegenüber gestellt, sondern zwei Auffassungen über eine verwinkelte und heikle Lage. Daher rührt das in der gesamten Welt wahrgenommene Interesse und die Erregung. Jetzt, wo die Schleier gefallen sind, erscheint die Lage außerordentlich klar.

Deutschland beabsichtigt also innerhalb und außerhalb des Völkerbundes den geistigen Schutz aller in der Welt lebenden Deutschen zu übernehmen, sogar der wenig zahlreichen Deutschen im Oberetschgebiet, die vor dem Kriege nicht Staatsangehörige des Deutschen Reiches waren. Das muß man sich merken und aufmerksam darüber nachdenken. Ich erkläre aber nicht weniger bestimmt:

1. Die fremdstämmige Bevölkerung im Oberetschgebiet gehört nicht im geringsten zu denjenigen Minderheiten, die Gegenstand besonderen Abkommens in den Friedensverträgen waren.

2. Italien wird sich in keine Debatte über diesen Gegenstand einlassen, in keiner Versammlung und in keinem Rate. Daher ist die Entschließung des Tiroler Landtages vollkommen hinfällig.

3. Die fa'stische Regierung wird sich mit der größten Energie jedem derartigen Plane widersetzen, denn sie würde sich eines wahrhaften Verbrechens am Vaterlande schuldig halten, wenn von Hunderttausenden Deutschen, die auf italienischen Boden herabstiegen, irgendwie Sicherheit und Frieden von 42 Millionen Italienern in Frage gestellt werden sollten, die sicherlich den homogensten und geschlossensten nationalen Block bilden, den es in Europa gibt.

Das sind keine Drohungen, für die zweideutige Ziele gelten können, das sind Ausrufungen der Würde und Kraft, die durch die Wirklichkeit niemals dementiert werden können, wie sie auch dem neuen Italien eigen sind, dem gegenüber allzuvielen Deutschen, die in der alten Geschichtsschreibung hängen geblieben sind, den schwersten Fehler haben, es noch nicht zu kennen.

Grundlegend und lebenswichtig ist nicht nur die Frage der Unverletzlichkeit der Brennergrenze, die Stresemann — und ich sage ihm großen Dank dafür — uns rechtlich auf Grund der Friedensverträge zuerkannt, sondern auch alles, was von dieser Unverletzlichkeit berührt.

große Ereignis, wie die Koalitionspreste ankündigte, endlich vor sich gehen. Es heißt, daß nunmehr die Nationaldemokraten mit Rücksicht auf den letzten Willen der Sprachenverordnungen, der ihnen als Kompensationsobjekt verabreicht wurde, ihren Widerstand aufgegeben hätten.

Doch plötzlich wurde noch in zwölfter Stunde wieder gebremst und nun kündigt Benes offiziell den Abbruch der Verhandlungen an. Die Tschchoslowakei wolle angeblich die drabsichtigste Errichtung von russischen Konsulaten in der Slowakei nicht zulassen, auch sei die Frage der Rückgabe des Eigentums tschchoslowakischer Staatsbürger in Rußland noch nicht geregelt usw. Es hat sich also wieder einmal erwiesen, daß Herr Kramak der Stärkere ist. Wirtschaftliche Argumente sind da machtlos, wenn es um Prestigefragen eines von den Zinobank vorgeschickten Häufleins abgewirtschafteter Nationaldemokraten geht.

Eine Sache für sich ist die Art und Weise, wie Herr Benes mit den verfassungsmäßigen Faktoren umspringt. Parlament, Ständiger Ausschuß oder die Außenaukschüsse der beiden Häuser sind nur zum äußeren Aufzug der tschchoslowakischen Demokratie auf der Welt, auf keinen Fall aber dazu, daß der Herr Außenminister ihnen über eine so wichtige Angelegenheit referiere und aus der sich entspinnde Debatte sich Klarheit verschaffe, ob die Anerkennung im Interesse breiterer Volksschichten liege oder nicht. Es ist nicht das erste mal, daß Herr Benes das Parlament derart bräskiert. Es ist aber hoch an der Zeit, dafür zu sorgen, daß es das letzte mal vorkomme!

ber Pfingstwoche in Amsterdam stattfinden werden. Ueber die Vorbereitungen für den internationalen Jugendtag berichtete Genosse Borink. Die holländische Regierung hat jetzt eine genügende Anzahl von Zelten zur Verfügung gestellt, so daß die Teilnehmer des Jugendtages in einem gemeinsamen Zeltlager untergebracht werden können. An Veranstaltungen während des Jugendtages sind vorgesehen eine große Eröffnungsfeier am Pfingstamstag abends, eine große internationale Kundgebung im Stadion am Pfingstsonntag, ein Fackelzug der Jugendteilnehmer am Abend durch Amsterdam, am Pfingstmontag werden in einem Park die Delegationen der einzelnen Landesverbände ihr Können in Form von Aufführungen, Tänzen und Spielen zeigen. Es liegen jetzt schon aus fast allen europäischen Ländern Anmeldungen für den Jugendtag vor. Besonders stark werden die Delegationen aus Belgien, Deutschland, Oesterreich, aus

Zu den Fememord-Prozessen

Strafverfahren gegen den böllischen Abgeordneten Wulle.



Die Staatsanwaltschaft III Berlin hat gegen den Reichstagsabgeordneten Wulle, Mitglied der Deutsch-völlischen Freiheitspartei, ein Strafverfahren wegen Anstiftung, Beihilfe und Begünstigung eingeleitet. Das Strafverfahren bezieht sich auf die Rolle, die Wulle bei dem von Grüttel-Lehder ausgeführten Fememord gespielt hat.

der Tschchoslowakei und den skandinavischen Staaten sein.

Der zweite internationale Jugendkongress wird im Anschluß an den Jugendtag ebenfalls in Amsterdam stattfinden. Neben den geschäftlichen Dingen stehen Referate über den internationalen und nationalen Kampf für das Jugendbildungsprogramm, die internationale Zusammenarbeit der Jugend als Mittel sozialistischer Friedenspolitik, die Bedeutung der Kulturarbeit in der Jugendbewegung für den Sozialismus und das Verhältnis der sozialistischen Jugendorganisationen zu den bürgerlichen Jugendverbänden und zu den öffentlichen Einrichtungen für Jugendpflege und Jugendbewegung auf der Tagesordnung. Das Büro beschäftigte sich ferner mit der Lage der sozialistischen Jugend in Italien. Die Sitzung nahm mit Genugtuung davon Kenntnis, daß die italienischen Genossen unverzüglich daran gegangen sind, ihre Organisation von Neuem aufzubauen und daß die vom internationalen Sekretariat ausgeschriebene Sammlung zur Unterstützung der italienischen Genossen bereits gute Anfangsergebnisse aufzuweisen hat.

Nach längerer Aussprache wurde beschlossen, in einer der ersten Exekutivkomiteesitzungen nach dem internationalen Kongress die Frage der Zersplitterung der Jugendarbeit in der sozialistischen Arbeiterbewegung zu behandeln. Den Beratungen über die Vorbereitung des Jugendtages wohnte auch ein Vertreter der sozialistischen Studentenschaft bei, da die sozialistischen Studenten beschlossen haben, mit dem internationalen Jugendtag in Amsterdam eine internationale sozialistische Studentenkongferenz zu verbinden. Das Büro wird im Anschluß an die Reichskonferenz der deutschen Organisation am 19. April in Hildesheim erneut zusammenzutreten, um dort die Arbeiten des internationalen Kongresses vorzubereiten.

Arbeitertod.

Schlebusch (bei Düsseldorf), 10. Febr. Infolge einer Entzündung im Gemischthaus der hiesigen Karbonitfabrik sind heute früh sechs Arbeiter, sämtlich Familienväter, tödlich verunglückt. Das Gemischthaus ist vernichtet.

Rundfunk für Alle!

Programm für heute, den 12. d. M.
Prag, 17: Konzert; 18.15: Deutsche Sendung Dr. Ing. Drexler; Die Bedeutung des Radios für die Landwirtschaft; 19: „Die verkaufte Braut“ (Aus dem Tschech. Nationaltheater). — Brunn, 19: Orchesterkonzert; 20.10: Kinderlieder. — London, 21: Kontrabaßvortrag. — Paris, 21.30: Konzert. — Berlin, 20: Oratorium „Die Jahreszeiten“. — Stuttgart, 20: Symphoniekonzert. — Leipzig, 20.15: Duettabend. — Breslau, 20.15: Vortragabend Lettinger. — München, 20: Münchner Abend. — Frankfurt, 20.15: Vortragabend. — Wien, 20.15: „Das Fürstentum“. — Zürich, 20.30: Sänbel-Bräms-Abend.

Deu!enturse.

Prager Kurse am 10. Febr.

	Gold	Ware
100 holländische Gulden	1355.75.-	1371.75.-
100 Reichsmark	895.50.-	800.50.-
100 belgische Francs	158.05.-	154.45.-
100 Schweizer Francs	850.25.-	853.25.-
1 Pfund Sterling	164.10.-	165.30.-
100 Lire	134.50.-	138.-
1 Dollar	83.70.-	84.-
100 französische Francs	123.92.50	125.82.50
100 Dinar	59.55.-	60.05.-
10,000 ungarische Kronen	4.72.-	4.82.-
100 polnische Zloty	465.50.-	471.50.-
100 Schilling	477.-	480.-

Ausland.

Aus der sozialistischen Jugend-Internationale.

Das Sekretariat der sozialistischen Jugend-Internationale veröffentlicht folgenden Bericht:
Am 24. und 25. Jänner 1926 tagte in Amsterdam das Büro der sozialistischen Jugend-Internationale. An den Beratungen nahmen die Mitglieder des Büros, die Genossen Bogd (Amsterdam), Dillenauer (Berlin), Heinz (Wien), Paul (Prag), sowie die Leiter der holländischen Organisation, die Genossen Borink, Schuhmacher und Toornstra teil. Die Sitzung beschäftigte sich im wesentlichen mit den Vorbereitungen für den internationalen Jugendkongress und den internationalen Jugendtag, die beide in

Verlorene Dörfer, verlassene Menschen..

Bilder aus dem ärmsten Böhmerwald

II.

Wassersuppen.

Ein dreistündiger Fußmarsch über verschneite Waldtrassen brachte uns am zweiten Tage zur nächsten Versammlung in Wassersuppen. Die Ortschaft ist der Mittelpunkt eines alten Notstandsgebietes. Es ist nicht zum ersten Male, daß aus den zehn deutschen Dörfern des Tausers Bezirkes verzweifelte Hilferufe in die Welt hinausdringen. In den Jahrzehnten vor dem Kriege freueten sich die armen Häusler, die von dem armseligen Fels- und Moorboden des Lebens Notdurft nicht befriedigen konnten, mit der Erzeugung von Holzschachteln fort. Aus einem Aufruf des Vereines „Deutsche Wacht“, der im Winter 1909/10 erschien, geht hervor, daß in der umliegenden Gegend früher einmal 1200 Familien in der Schachtelmacherei tätig waren. Sie arbeiten meistens für bayerische Verleger, zuletzt bestand auch eine Produktivgenossenschaft Wassersuppen-Gaselsbach. In 12 Dörfern wurden zur Zeit der Hochkonjunktur jährlich 35 Millionen Schachteln erzeugt. Mit der Einführung des Bündholzmonopols in Deutschland und der Verdrängung der Schwefelhölzer sank plötzlich der Bedarf auf einige Millionen jährlich. Schon in den letzten Vorkriegsjahren mußte der größte Teil der Schachtelmacher nach Deutschland in die Saisonarbeit gehen. Die maschinelle Erzeugung von Papier- und Bleichschachteln, ferner die Holzverleinerung nach dem Kriege haben dem Erwerbsszweig völlig den Garaus gemacht. Die Schachtelmacherei ist tot, aber die Familien, die sich dadurch mehr schlecht als recht durchgebracht haben, leben weiter und schreien nach Brot.

Bilder der Zeit.

Wieder ein übervoller Versammlungsaal. Grauhaarige Männer, verhärmte Frauen, hohlwangige junge Burschen harren in banger Erwartung. Die Versammlung nahm einen geradezu dramatischen Verlauf. Die Urlaute der gepinigten Kreatur gurgelte es aus den Menschen heraus. Ein lagerer Mann mit eingefallenen Augen erhebt den Knotenstock und schreit in größter Bewegung:

„Dreinschlagen müßte man auf die Großschädeln! Früher wird es nicht besser werden!“

Es scheint, als ob Tollers „Maschinenstürmer“ oder Hauptmanns „Weber“ wieder aufstanden wären, um ein Stück aus der Zeit der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals zu spielen. Immer wieder dieselbe Klage: Wir haben Hunger, wir haben keinen Kartoffel mehr im Hause, wir müssen die Kinder auf den Bettel schicken. Da ist eine Familie in Gaselsbach, die im Stalle wohnt, weil sie kein Quartier mehr bezahlen kann. Eine zweite fünfköpfige Familie in demselben Orte hat die ganze Woche über nichts zu essen, hie und da wird von den wenigen organisierten Glasarbeitern für sie gesammelt. Da erzählt ein Arbeitsloser aus Neubühniten, daß er nicht mehr weiß, wie er seine zwei Kinder von sechs Wochen und eineinhalb Jahren fortbringen soll. Sie haben keine Hige.

— „Habt Ihr wenigstens Kartoffel?“
— „Gar ni!“

Ein nettes, junges Weib, die Mutter eines unehelichen 8jährigen Bubens, jammert, sie befindet sich nach einer Gallensteinoperation, solle diät leben und müsse dabei den armen Eltern zur Last fallen. Sie würde überall jede Stellung annehmen, wenn sie nur für ihre Ernährungsweise Rücksicht fände. Sie hat schon auf einem Straßenbau Notstandsarbeiten verrichtet.

Ein „Arbeitsheuer“ spricht:

„Bitte einmal um ein wenig Ruhe“, — so beginnt ein rüstiger Mann in besten Jahren, — „damit ich dem Herrn Referenten erzählen kann, wie es uns geht, wenn wir arbeiten wollen. Bei unserer Gemeinde Ma u t h a u s waren Steine für einen Straßenbau zu brechen. Wir bewarben uns beim Herrn Straßenmeister um diese Arbeit. Als Lohn wurde uns 8 K für den Kubikmeter mittlere Straßenbausteine, 25 K für Schottersteine versprochen. Wir haben probiert, ob wir damit auskommen können. Alle, die da sind, wissen, daß ich arbeiten kann und daß ich es mit jedem aufnehme. Also haben wir zwei Mann zwei Tage gearbeitet — nein, geschuftet wie die Narren. In den zwei Tagen haben wir vier Kubikmeter Straßensteine gebrochen, also zu zweit 32 Kronen verdient. Regie hatten wir:

Schmiedkosten . . .	35.— Kronen
Schuhmaterial . . .	20.80 Kronen
Zusammen . . .	55.80 Kronen

Zwei Tage haben wir uns also wie die Viecher geschunden und zum Schluß sollten wir auf den Verdienst noch 33 Kronen draufzahlen! Kann man unter solchen Verhältnissen arbeiten? Da bleib' ich lieber daheim und lasse mich von meiner Frau aushalten.“

Die Frau als Ernährerin.

In seinem Buche „Die Lage der arbeitenden Klassen in England“ schilderte Friedrich Engels, wie vor Jahrzehnten die englischen

Textilfabrikanten die weiblichen Arbeitskräfte der Billigkeit halber bevorzugten, während die Männer daheim bleiben und den Haushalt führen mußten. Dieser Zustand war nicht nur in England, sondern ist heute noch im Böhmerwald anzutreffen. In Wassersuppen existiert eine Goldleisten- und Staniolepapierfabrik, die mit wenigen Ausnahmen Frauen beschäftigt. Sie verdienen wöchentlich 30—45 Kronen und sind dabei durchwegs die Ernährerinnen ganzer Familien. Die Männer sind daheim, machen Hausarbeit oder gehen betteln. Ein



Arbeitslosenegruppe aus dem Gebiet von Wassersuppen.

junger Bursche aus Neubühniten erzählte: „Wir sind fünf große Leute in der Familie. Die alte Mutter muß in die Fabrik gehen und uns vier großen Burschen aushalten.“ In allem Ueberflusse soll sie jetzt für das kleine Anwesen noch 600 K Steuern zahlen. „Da muß man ein Verbrecher werden.“

den Jammer nicht mehr ansehen und ging vor Weihnachten zu Fuß nach Deutschland auf Arbeitssuche. Irgendwo ist er bei einer Notstandsarbeit untergekommen und schickt hie und da einige Kronen Ersparnis. Wir besichtigten dann die einseitige dumpe Kammer, wo diese Familie haust. In den Wohnraum greift noch der Holz-



Eine Mutter und sechs Kinder — ohne Brot. (Siehe Text.)

Steuertwahnfinn.

Unglaublich, aber wahr: Menschen, die am Hungertuche nagen, die kein Geld auf Salz und Bündhölzer haben, sollen jährlich Hunderte von Kronen Steuern zahlen. Das kommt teils von den staatlichen Realsteuern auf das kleine Häuschen und das dazu gehörige Stück Waldbäckerlein oder Moorwiese, teils von den schrecklich hohen Gemeindeumlagen. Wenn ein Ort, wie die Gemeinde Ma u t h a u s, von lauter armen Teufeln bewohnt wird, kommt es dahin, daß die Ortsarmen für die Kosten der Armenpflege aufkommen sollten. Mauthaus hatte im vorigen Jahre 1230 Prozent Gemeindeumlagen, dieses Jahr sollen es 1800 Prozent werden. So kommt es, daß ein Arbeitsloser, der einschließlich des Baugrundes seiner Hütte 50 Mafser Grund besitzt, im Jahr 221 Kronen Steuern zahlen soll, ein anderer, der 4—5 Strich unfruchtbar Boden dabei hat, 3—400 Kronen jährlich. Die Folge ist, daß jeden Augenblick der Steuerzahler auf der Bildfläche erscheint und womöglich die letzte Hige aus dem Stalle reißt. Abgesehen davon, daß es dringend notwendig wäre, diesen armen Waldgemeinden aus ihrer Finanznot zu helfen, erscheint die Abschreibung der staatlichen Steuern gegenüber diesen Arbeitslosen als eine selbstverständliche Forderung. Es ist übrigens eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, daß der arbeitslose Häusler im ärmsten Böhmerwaldgebiete für jeden Wohnraum seiner Keusche dieselbe Hausklassesteuer zahlen muß, wie

der reiche Großbauer des Flachlandes. In einer Zeit, wo zur Sanierung verkaufter Banken Hunderte von Millionen hinausgeworfen werden, könnte der Staat wirklich darauf verzichten, die ärmsten Leute der ganzen Republik mit Steuerbefreiungen zu jeffieren.

Kindereleid.

Noch viel trauriger als das Schicksal der Erwachsenen ist das Los der Kinder der Arbeitslosen. Sie werden durch Hunger und Not nicht nur der schönsten Lebensjahre beraubt, sondern vielfach fürs ganze Leben ruiniert. Da war in der Versammlung die Frau eines Bayerngängers. Daheim hatte sie sechs kleine Kinder, von dem Säugling in der Wiege bis zu einem achtjährigen Buben. Der Mann konnte

Not ohne Ende.

Das Bild dieser Armutskammer war keine Ausnahme. Auf dem weiteren Rundgange gab es noch viel Trauriges zu sehen. Da war in Neubühniten die Witwe eines Mannes, der todsich aus dem Kriege heimkam und nach drei Jahren verstarb. Bis heute wartet sie um Erlebigung ihres Ansehens um Hinterbliebenenrente und steht mit 5 Kindern allein da. Der älteste 23jährige Sohn ist Musikant. Aber jetzt kann er nicht mehr spielen, weil er's zuerst „auf der Brust“ hatte und jetzt im Rehlkopf — Der jüngere, 19jährige Sohn möchte was lernen, kann aber bei keinem Meister unterkommen, weil die Mutter kein Lehrgeld bezahlen, keine Wäsche, keine Kleider mitgeben kann. Ein sechzehnjähriges schwaches Mädel geht in die Fabrik und erhält mit ihrem Lohn die ganze Familie. Sie ist blutarm und war gerade vier Wochen krank. Während des Gesprächs brachte der Postbote einen Brief — vom Steueramt. 43 Kronen in irgend einer Gebührensache sind zu bezahlen. Ein Scheit war auch dabei — doch wo ist das Geld? In ihrem Unglück denkt die Frau noch an andere, ärmere. Sie bittet mich, ob ich den Säugling eines schwerhörigen arbeitslosen Mannes nicht irgendwo unterbringen könnte. Dem vor drei Wochen die Frau starb. Er wohnt in einer selbsterbauten Blockhütte, durch deren Wände der Wind pfeift und weiß sich mit den 5 Kleinen nichts anzufangen. Nach dem Begräbnis der Mutter war der Pfarrrer da, sah sich den ganzen Jammer an, meinte, „das ist die ärmste Familie im ganzen Ort“, und — ging wieder fort. So hilft die Kirche den Armen . . .

Indessen meine Begleiter noch photographische Aufnahmen machten, wanderte ich zur nächsten Versammlung nach Frohnau. Der kalte Winternebel, der morgens unser Weggefährt war, hatte sich verzogen. Hell leuchtete die Sonne auf tieferhängende Waldhänge des Hirschsteins und seiner Nachbarhügeln. In jeder anderen Stunde hätte mich dieser Anblick begeistert. Diesmal konnte er aber die tödliche Traurigkeit nicht bannen, die mich nach den letzten Erlebnissen erfüllte. Soviel Unglück, soviel Elend zu sehen und nicht helfen, ja nicht einmal sichere Hilfe versprechen zu können — das liegt noch durch Tage und Nächte wie ein Bleigewicht auf der Seele.

W. J.
(Fortsetzung folgt.)

Erwachendes religiöses Leben in — Sowjetrußland.

Wenn man die kommunistischen Agitatoren hört, muß man meinen, in Rußland wäre mit allen Einrichtungen des kapitalistischen Staates gründlich ausgeräumt worden. In den besten Stützen des Kapitalismus zählt man die religiösen Gemeinschaften. Nach dem Willen der kommunistischen Schreier soll die Religion dem Volke gründlich ausgetrieben werden. Wo anders sollte nun die Religion dem Volke mit mehr Erfolg „aus dem Herzen gerissen“ werden, als in Sowjetrußland.

Wie aber steht es damit in Wirklichkeit? Es ist wohl wahr, daß die antikerikale Propaganda dort rücksichtslos arbeitet, daß die Trennung der Kirche vom Staate praktisch durchgeführt wurde — aber deswegen ist das religiöse Leben nicht erloschen, sind die Kirchengemeinschaften nicht verschwunden. Ja, das religiöse Leben nimmt zu. Wir stützen uns bei dieser Behauptung auf einen Vortrag, den der deutsche evangelische Bischof M a l m g r e n aus Petersburg bei der 69. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Braunschweig am 23. September 1924 hielt. Redner schilderte eingehend die geschichtliche Entwicklung der deutschen evangelischen Kirche Rußlands, die zwei Millionen Menschen vor dem Umsturz umfaßte. Als das Jahr 1920 anbrach, sah die lutherische Kirche in Rußland aus, „wie ein weites Feld, über das die Springflut verheerend hinweggebraust ist“. Bischof Malmgren schilderte dann die Wiederaufbauarbeit. Vom 21. bis 26. Juni 1924 fand mit obrigkeitlicher Bewilligung die Tagung der Generalsynode, der ersten in Rußland seit einer lutherischen Kirche besteht, ungehindert statt. Es waren im ganzen 57 Delegierte aus 27 Wahlkreisen erschienen, außer zwei Vätern aus den transkaukasischen oder grusinischen Kolonien, die bisher eine Sonderstellung eingenommen hatten. Einmütig wurde die neue Verfassung der Kirche angenommen, die einen dreistufigen Aufbau vorsieht. Und Bischof Malmgren erklärte hochbefriedigt: „Damit steht die evangelisch-lutherische Kirche Rußlands nach außen wieder geschlossen als die eine da, die sie war vor Beginn der Revolution, nur mit dem Unterschied, daß sie jetzt eine ist nicht aus fremdem Willen, nicht aus dem Willen der Staatsgewalt, sondern aus eigenem freien Entschluß und Willen . . . Der Auflösungsprozess ist damit endgültig zum Stillstand gekommen. Neues Leben kann ausblühen aus den Ruinen.“ Der Redner berichtete u. a. auch, daß die Generalsynode beschlossen hat, unverzüglich eine Ausbildungsstätte für Theologen zu schaffen — und zwar in Leningrad. Also neues religiöses Leben blüht in Sowjetrußland, obwohl dort in den Schulen der Religionsunterricht nicht gebildet wird und auch der private Religionsunterricht an Kindern, die das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, aufs strengste verboten ist. Es zeigt sich klar, daß die mechanisch-gewaltsame „Austilgung“ der Religion im Sinne der Kommunisten nicht die gewünschten Früchte zeitigt.

verschlag eines Ziegenstalles hinein. Dieser Eindruck war der Erschütterndste von allen. Als wir die mitgebrachten Semmeln aus dem Rucksack packen und verteilen wollten, streckten sich gleichzeitig acht magere Arme aus:

„Mir!“ — „Mir!“ — „Mir!“

Meinem Begleiter stürzten Tränen hervor. Wer könnte angesichts solchen ungeheuren Jammers ungerührt bleiben? Während der photographischen Aufnahme klagt das Weib ihr grenzenloses Leid. Als der Mann fort war, packte sie eine Krankheit, wovon die ausgefallenen Kopfhaare zeugen. Wochenlang lag sie ohne Pflege. Die Kleinen mußten die Kleinsten warten und obendrein den Unterhalt erbetteln. O beispielloses Martyrium, o beispielloses Heldentum einer Mutter!

Nach der Aufnahme waren die größeren Kinder nicht mehr zu halten. Zwei stürmten fort in die Schule, weil sie so gerne lernen und weil an diesem Tage gerade die Zeugnisse fällig waren. Nur ein Mädchen blieb traurig auf den Strohsacklumpen sitzen. Warum sie nicht auch gehe? Weil um ein Paar kleine Holzspantoffelchen zu wenig da war, konnte sie nicht in die Schule gehen . . .

Menschen, hört es: solche abgezehnte hungergeschwächte Kinder der Arbeitslosen weinen, wenn sie nicht lernen können. Und zur gleichen Stunde quält vielleicht der Range eines Bankdirektors einen proletarischen Studenten, der sich als Hauslehrer mit ihm abmüht. Und das soll eine gerechte Weltordnung sein?

*) Bittet in „Böhmerwälder Hausindustrie und Volkswirtschaft“ von Josef Blau, Prag 1918. S. 308.

Tagesneuigkeiten.

Dante, Walther, Mussolini.

Das „Berliner Tageblatt“ veröffentlicht folgendes ausgezeichnete Gedicht Alfred Kerrs:

Zwei Dichter wirken in getrennten Kreisen,
Wenn einer Tuba, einer Flöte bläst.
Unsterblich süß erklingen Walthers Weisen —
Dovon du einen Quart verziehst!

Die Politik zeigt auf der Länderkarte
Den vollen Unterschied von Berg und Tal:
Himalaja — das ist der Bonaparte.
Wer ist der Vincio? (Kate mal!)

Mussolini redet!

Wenn er heute noch nicht geredet haben sollte, wird er es bestimmt noch tun. Die Morgenblätter melden: Mussolini hat gesprochen. Die Abendblätter bringen: Mussolini wird sprechen; die Radioapparate melden: Mussolini spricht; die Telephone, Telegraphen und alle Verkehrs- und Verständigungsmittel hallen wieder vom Namen des Duce, den man sich nur noch vorstellen kann, wie er entweder spricht oder zwischen zwei Reden seine Stimme pflegt. Die Zwischenzeit muß dann übrigens von den Gegnern benützt werden, ihre Kontroversen anzubringen. Stresemann, Baldwin, Ramel, vielleicht einmal auch Briand, Luther, Held, vielleicht einmal Svehla (oder gar Venes?) müssen schließlich auch etwas dazu sagen, wenn in Rom wertvolle über die Kultur, die Literatur, Dichtung, Tracht und Touristik (und den Winderheimschuss!) anderer Nationen gefällig werden. Mussolini beschäftigt das Radiowesen aller Länder, Mussolini muß sämtliche Redner des klassischen Altertums, der Renaissance und des 19. Jahrhunderts plündern, um Phrasen für seine Reden zu sammeln. Er studiert eifrig mit heißem Bemühen die Geschichte und Literatur, sogar die Geographie der Welt, damit er die nötigen Vergleiche aufbringen kann. Mussolini hat die gesammelten Reden Kaiser Wilhelms II. unter dem Kopfpolster liegen, er fährt aus dem Schlafe auf und lernt recht kräftige Stellen aus diesen Reden auswendig. Aber auch das dürfte bald nicht mehr hinreichen. Er wird eine ständige Verbindung mit „Haus Doorn“ einrichten müssen, um sich im Bedarfsfalle die Hilfe Wilhelms leisten zu können. Der redegebende Kaiser ist sicher der einzige, der ihn noch etwas lehren könnte. Die Gegenreden sind natürlich nichts gegen die Angriffe. Man müßte sich einmal den Fall ausdenken, Wilhelm sähe noch auf dem Thron seiner Väter und es wäre ein Rededuell zwischen ihm und Mussolini im Gange. Nicht anzudenken! — werden die meisten sagen. Man stelle sich vor: von zwölf bis sechs spricht Mussolini, von sechs bis zwölf spricht Wilhelm, dann wieder sechs Stunden Benito, dann wieder bis Mittag der Kaiser, dann der Duce einen Tag, dann Wilhelm einen Tag, dann Mussolini eine Woche, der Kaiser einen Monat, dann der Diktator ohne Unterlaß. Es würde Phrasen und Beleidigungen regnen, die gesamte Weltliteratur würde mit Zetteln versehen, auf denen die Wertigkeiten angegeben wären. Bei Mussolini wären Goethe, Kant, Schiller, Fichte, Wagner, Beethoven, Schumpfer und Kindschöpfe, Wilhelm würde dieselben Zeichnungen für Dante, Petrarca, d'Annunzio, Verdi und die italienische Kunst anwenden. Die Italiener hielten bei Wilhelm Kachelmayer, die Deutschen bei Mussolini Urwaldmenschen, kein gutes Haar bliebe an den Kulturrieten zweier Jahraufende, die Völker müßten zu den Waffen greifen, die Menschen einander schlachten, damit der Redestuh zwei wahrer Tyrannen die nötige Steigerung erführe.

Gott sei Dank verträgt die Welt, wie schon Karl Moor erkannt hatte, nicht zwei Exemplare einer so extravaganten Sorte und Benito konnte erst kommen, nachdem Wilhelm gegangen. So antwortet ihm in Berlin nicht der redegehaltige Narr in Purpur, sondern der gemütliche und gewandte Herr Stresemann, der mit dem Narren im Schwarzhemd eher fertig wird. Er ist vorsichtig, besänftigt, kommt ein wenig entgegen, wahrt die Form und den Takt. Wenn die Berater des Diktators noch nicht von allen Göttern verlassen sind, dann werden auch sie veranlassen, daß der Duce ein wenig zurückgeht. Damit würde zwar weder die Vergewaltigung Tirols beseitigt, noch die erste Rede Mussolinis vernünftiger, aber die Außenpolitik könnte sich doch mit wichtigeren Dingen beschäftigen als mit den Kleibern deutscher Touristen und dem Unterschied zwischen Walther und Dante.

Ob aber über Rom noch die alten Götter wachen, ob sie wie vor zweieinhalbtausend Jahren die Gänse des Kapitols aufbieten, um die Schlachten zu wecken oder ob das Verhängnis Italiens seinen Lauf nimmt? Wer kann das Dienstags nachmittags genau sagen, da die Blätter melden: Mussolini wird sprechen. Erst um Mitternacht werden die Telephone künden: Mussolini hat gesprochen! Und bis dahin muß man sich mit der kaufmännischen Redensart helfen: Man wird doch da sehr

Ein nationalsozialistischer Gaukretär für die Durchbrechung des Achtstundentages!

Wie die Vertreter der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei die Interessen der Arbeiter wahren, zeigt wieder einmal recht klar nachstehender Fall: Bei einer der letzten Gemeindevertretungsitzungen

Rettung aus Geenot.

Ein viertägiges Rettungswerk.

Der Dampfer „President Roosevelt“ der United States Line, der auf seiner Reise von New York nach der Weser die Mannschaft des englischen Dampfers „Antinoe“ gerettet hat, ist jetzt in Bremerhaven eingetroffen. Die „Frankf. Stg.“ erhält von einem Augenzeugen folgende Schilderung des schwierigen viertägigen Rettungswerkes:

Der Dampfer „President Roosevelt“ hatte am 20. Jänner bei herrlichem Wetter den New Yorker Hafen verlassen. Bereits nach zwei Tagen, noch unter der Rüste von Neufundland, geriet der Dampfer in heftigen Sturm. Am Sonntag den 24. Jänner in der Früh wurden

Notsignale

aufgefangen, die von dem britischen Frachtdampfer „Antinoe“, 8000 Tonnen groß, ausgingen. „Roosevelt“ änderte seinen Kurs, um den Schiffsort des in Not befindlichen Dampfers anzuzeigen. Bei orkanartigem Sturm erreichte „Roosevelt“ gegen 3 Uhr nachmittags die in Seenot befindliche „Antinoe“. Der Kapitän funkte, daß seinem Dampfer das Ruder gebrochen sei. Die hochgehende See verhinderte es, an „Antinoe“ heranzugehen, oder ein Rettungsboot auszusenden.

Eine schreckliche Nacht brach herein.

Ab und zu zeigte „Antinoe“ noch ein Licht, das aber immer rasch unter den hohen Wogen wieder verschwand. An Bord der „Roosevelt“ wurde alles, was nicht niel- und nagelst war, durcheinander geworfen. Die Passagiere verließen die Kabinen und suchten die oberen Räume des Schiffes auf. Auf der „Antinoe“ war inzwischen die Radiostation unbrauchbar geworden und daher die Fühlung mit dem Schiff verloren gegangen. Erst am Montag nachmittags gegen 4 Uhr wurde „Antinoe“ hilflos treibend wieder gesichtet. Man sah, daß das Schiff bereits starke Schlagseite hatte. Die 25 Leute der Besatzung bat den Kapitän um Hilfe. Kapitän Fred von „Roosevelt“ entschloß sich, ein Rettungsboot auszusenden. Sieben tapfere Matrosen und der erste Offizier meldeten sich freiwillig, das Boot zu bemannen. Mit großer Schwierigkeit wurde das Boot zu Wasser gelassen, doch da brach eine anrollende hohe See es zum Kentern. Die Bemanning hielt sich an Rettungsstangen, das Boot wurde wieder aufgerichtet, kenterte aber beim Anprallen einer neuen See zum zweiten Male. Sechs der Leute gelangten glücklich wieder an Bord; zwei aber kamen

in Neuern stand die Abgabe einer Auserkennung an die Behörde zur Beratung. ob die tägliche Arbeitszeit für mehrere Berufsgruppen von acht auf zehn Stunden erhöht werden sollte. Die Vertreter der sozialdemokratischen Partei stellten hierzu den Antrag, den bürgerlichen Antrag auf Erhöhung der Arbeitszeit von acht auf zehn Stunden abzulehnen. Nicht nur, daß der nationalsozialistische Gaukretär für Südböhmen, seines namens „Budweiser Josef“, in der Debatte über diesen Beratungsgegenstand nicht ein einziges Wort für die Beibehaltung des Achtstundentages fand, war dieser auch bei der Abstimmung über den sozialdemokratischen Antrag auf der Seite der bürgerlichen Parteien und Fabrikanten, welche nicht für den sozialdemokratischen Antrag stimmten, beziehungsweise diesen ablehnten. Dadurch erschien der bürgerliche Antrag auf Erhöhung der Arbeitszeit von acht auf zehn Stunden tatsächlich mit der Hilfe der nationalsozialistischen Arbeiterpartei in der Tat aus!

Das deutsche Plakat in Prag. In einer Zeit, da die Sprachfrage gerade so aktuell ist und im deutschen Lager eine starke Erbitterung über die neue Sprachverordnung herrscht, hat das Deutsche Haus in Prag sich wieder rühmlich hervorgetan. Nämlich: Gen. Reismann sprach vor seinem Vortragsabend „Tschechische Kulturträger“ in höflicher Form bei der Hausverwaltung des Prager Deutschen Hauses an und bat, daß ihm neben den vielen anderen Plakaten im Vestibule auch die Ankündigung seines Vortrages gestattet werde. Als sich Gen. Reismann nach zwei Tagen überzeugen wollte, ob das Plakat angeschlagen wurde, erklärte ihm der Hausverwalter, daß das Plakat nicht affigiert werden könne, weil ein Teil des Reinertrages des Vortrages dem Studentklub Domob zufalle. Gen. Reismann erwiderte, daß die genannte Organisation ein vollkommen internationales Haus sei, in dem Studenten von nicht weniger als fünfzehnerlei Nationen untergebracht und verköstigt werden, daß das Haus unter Leitung des I.M.C.-Leiters stehe, daß der Vortrag von der deutschen Sektion, und zwar von einem Schüler des Prof. Spina arrangiert werde, und daß die Bezeichnung „Studentklub Domob“ eine offizielle sei (genau so, wie auf den Tafeln der deutschen Schulen Prags zum Beispiel Nemecla Oberna Stola siehe), worauf ihm die Hausverwaltung wirklich entgegenkam: „Wir haben telephonisch angefragt, ein Fräulein beim Telephone hat mit „Profim“ grantwortet, die politische Partei hat mich informiert, daß es ein tschechisches Haus ist und da wir genug auch unter dem Chauvinismus

um, obwohl man ihnen Tausend Rettungsmittel nachwarf

Es brach dann die zweite Nacht an. Um 10 Uhr abends versammelte sich alles in den oberen Räumen, auf dem Fußboden sitzend, in der Mitte die zum Teil verletzten Leute der Rettungsmannschaft. Draußen rangen 25 Menschen mit dem Tode. Zu helfen war vorerst nicht, doch „Roosevelt“ blieb in der Nähe. Am Morgen sah man die Besatzung auf dem immer tiefer sinkenden Dampfer wie im Wahnstimm an Deck herumrennen. Alle Versuche, mit den Schiffbrüchigen in Verbindung zu kommen, scheiterten. Von der „Antinoe“ kamen

andauernd Bitterkeit durch Blinksignale;

ihre Steuerbordseite lag schon ganz unter Wasser. Rest versuchte der Kapitän der „Roosevelt“ auf andere Weise eine Rettung zu bewerkstelligen. Ein unbemanntes Boot wurde zu Wasser gelassen und an langen Tauen geschleppt, um es gegen das sinkende Schiff treiben zu lassen; doch ehe es das Schiff erreichte, war es von den Wellen verschlungen. Bei dem wiederholten Versuch gingen noch mehrere weitere Boote verloren. Als dann ein

abgeschossenes Rettungsglau

stündlich eine Verbindung zwischen den beiden Schiffen brachte, hörte man von beiden Seiten freudige Hurras; aber zu früh, noch kurze Zeit war das Tau wieder zerrissen. Regen- und Schneestürme trieben weiter ihr Spiel mit dem fast auf der Seite liegenden Schiff.

Als die vierte Nacht anbrach, begann der Sturm abzufluten und der Seegang nachzulassen. Bei Scheinverlichtung wurde jetzt ein bemanntes Boot zu Wasser gelassen und nach etwa 45 Minuten schon lehnte dieses mit der Hälfte der „Antinoe“-Besatzung zurück. Neben alten ergrauten Männern sah man Jünglinge. Alle waren völlig erschöpft; zwei mußten auf Bahren fortgetragen werden. Von neuem einsehende Hagelböen unterbrachen das Rettungswerk, aber in einem weiteren günstigen Moment kurz nach Mitternacht brachte eine zweite Rettungsfahrt den Kapitän, Offizier und die übrige Mannschaft an Bord der „Roosevelt“ in Sicherheit. Auch der Kapitän war vollkommen erschöpft und mußte auf Deck gezogen werden. Den im Sinken begriffenen Dampfer „Antinoe“ überließ man seinem Schicksal. Unter allgemeinem Aufatmen an Bord wurde die Reise fortgesetzt.

Bei der Ankunft in Plymouth, wo die gerettete Mannschaft sich an Land begab, wurde dem Dampfer „President Roosevelt“ durch die Behörde ein wohlverdienter ehrender Empfang bereitet.

leiden, darum gehen wir so vor!“ Ein Vortrag in deutscher Sprache darf also im Deutschen Hause nicht einmal in deutscher Sprache affigiert werden, obwohl das „Studentklub Domob“ zum Teil nur durch eine Schenkung Prof. Czermak-Seyfeneck überhaup gegründet werden konnte! Und dann wundert man sich, daß die Herren am Prager Magistrat die Affigierung von deutschen Plakaten an den Strahnen nicht gestatten wollen. Oder erfolgte die Plakatierung deshalb nicht, weil der Vortragende ein Genosse ist? Die Verwaltung des Prager Deutschen Hauses, die sich bisher über die von uns erfolgte Anpreisung der tschechischen Lohnverhältnisse im „deutschen“ Lokal von Prag ausgeschwiegen hat, läßt gut daran, der deutschen Öffentlichkeit endlich Rede zu stehen!

Los von Svejl! Der „gute Soldat Svejl“ nimmt im tschechischen Volke die Rolle jenes Kriegshelden ein, der durch positiven Widerstand die altösterreichische Militärverwaltung zur Verzweigung brachte, ohne daß man ihm Sabotage nachweisen konnte. Der Roman „Dobry voj! Svejl“ muß als der Kriegstrom der Tschechen angesehen werden. Nun ist dieser Roman auch verfilmt worden und hätte Dienstag vormittag das erste mal in einer feierlichen Vorstellung gegeben werden sollen. Im letzten Augenblick hat die Zensurabteilung des Innenministeriums die Aufführung verboten. Das „Cesta Slovo“ vermutet, daß dieses Verbot auf den kirchlichen Einfluß im Innenministerium zurückzuführen sei, weil der Film in den Szenen mit den österreichischen Offizieren und dem Feldvater Mag eine vernichtende und den Kirchlichen nicht genehme Kritik der Kriegsverhältnisse enthalte. Jedenfalls hat man es in diesem Staate seit dem Jahre 1918 weit gebracht: Statt „Los von Rom!“ heißt es jetzt bei den Tschechen auf Kommando der beleidigten Kirchlichen: „Los von Svejl!“

In der deutschnationalen Häuslichkeit in Karlsbad gibt's derzeit eine dunkle Affäre, über die der „Volkswille“ zu berichten weiß: „Die Bezirkskrankenkasse Karlsbad kauft bei der Firma Müller in Karlsbad eine Buchhaltungsmaschine. Die Maschine wird bis auf einen Rest von 4500 Kronen anbezahlt. Herr Alfred Doroschkin, seines Zeichens deutschnationaler Bezirksbürgermeister der Stadt Karlsbad, verlangt vom Kassier der Krankenkasse den Betrag von 4500 Kronen und erhält diesen Betrag auch ausbezahlt, nachdem er dem Kassier die Kopie einer saldierten Rechnung auf den Gesamtbetrag übergeben hatte. Mit den viertausendfünfhundertneunzig Kronen in der Tasche verläßt der Herr Alfred Doroschkin die Kasse. Der Vorgang ist auffallend, da es doch nicht allgemein üblich ist, daß der Obmann eines Instituts auch zugleich dessen Kassenboten macht, aber jedenfalls: Herr Doroschkin hatte eben von Herrn Müller die sal-

dierte Rechnung bekommen, den Betrag in der Kasse behoben, und die Beamten mußten annehmen, daß die Sache damit erledigt sei. Aber es kam anders, denn die Kasse wurde mehrmals von der Firma Müller gemahnt, diesen von Herrn Doroschkin zum Zwecke der Bezahlung der Rechnung in der Kasse übernommenen Betrag an die Firma zu bezahlen. Die neue Verwaltungskommission der Bezirkskrankenkasse ging der Sache nach, das heißt, sie schickte einige Vertreter zu der Firma Müller, wo ihnen einige nicht übereinstimmende Aufklärungen gegeben wurden. Herr Müller ließ den Betrag als bezahlt nachtragen. Der Buchhalter der Firma erklärte, er habe das Geld bei der Stadtkasse bekommen, Herr Müller selbst behauptete, der Sohn Doroschkins habe ihm das Geld gelegentlich gegeben, später gab Herr Müller über Einwirken des Herrn Dr. Scheiter, als des Vertreters des Herrn Doroschkins, eine Erklärung in die Zeitung, wonach sein Guthaben bei der Bezirkskrankenkasse von dieser selbst geordnet worden wäre und eine Verbindung des Namens des Herrn Bezirksbürgermeisters Doroschkin mit dem Inlasse nicht begründet sei. Herr Doroschkin gibt in einer § 19-Berichtigung die Erklärung ab, daß er weder damals noch zu einer anderen Zeit einen für die Firma Müller bestimmten Betrag bei der Bezirkskrankenkasse in Karlsbad in Empfang genommen habe und daß die Firma Müller ihre Bezahlung durch die Krankenkasse selbst erhalten habe. Demgegenüber erklärt der Kassier der Krankenkasse, daß Herr Doroschkin seinerzeit erklärt habe, von der Firma Müller erfucht worden zu sein, diesen Betrag in Empfang zu nehmen, und daß Herr Doroschkin auch tatsächlich den Betrag in Empfang genommen hat.“ Der „Volkswille“ fügt hinzu: „Wenn man diese verschiedenen Erklärungen nebeneinander stellt, erhält man sofort ein klares Bild. Es ist dann wirklich nicht's Mysteriöses mehr an der Sache. Es steht fest, daß der Herr Doroschkin das Geld behoben hat, es steht weiter fest, daß die Firma den Betrag monatlang einmahnte, es steht fest, daß der Herr Doroschkin bestreitet, den Betrag übernommen zu haben, es steht weiter fest, daß der Betrag in den Büchern nicht als bezahlt bezeichnet war und daß der Buchhalterverpflichtete nun erst die Forderung an die Bezirkskrankenkasse als erledigt buchte, da ihm Herr Müller einen Zettel gegeben hat, auf dem stand, die Bezirkskrankenkasse schulde dem Herrn Müller nichts mehr.“

Zur Gehaltsfrage der Bürgererschullehrerschaft hat der Reichsverband der deutschen Bürgererschullehrerschaft folgende Entschlieung gefaßt: Die Zeitungen veröffentlichen den Vorschlag des Staatsangestelltenausschusses zur Regelung der Gehaltsfrage. Die Bürgererschullehrer sollen um eine Gehaltsstufe (drei Jahre) gegenüber den Volksschullehrern vorrücken. Diese drei Jahre reichte die Bürgererschullehrerschaft auch schon bisher gegenüber den Volksschullehrern vor. Die geldliche Auswirkung dieser „Regelung“ war aber so ungünstig, daß jeder Anreiz zur Ablegung der Bürgererschullehrerprüfung entfiel. Beweis hierfür ist die traurige Tatsache, daß nunmehr auch an den deutschen Bürgererschulen trotz der Schuldrosselungen ein immerhin fühlbar werdender Mangel an geprüften Bürgererschullehrern eintritt. Die Bürgererschule kann aber ihre wichtige Aufgabe für Landwirtschaft und Gewerbe, für Industrie und Handel nur dann erfüllen, wenn entsprechend befähigte Lehrkräfte an ihr wirken. — Durch das neue Gehaltsgesetz würde dieser Mangel an Geprüften nicht nur nicht behoben, er würde sogar vergrößert, da viele ältere Lehrkräfte besonders wegen ihrer studierenden Kinder sich um verhältnismäßig besser dotierte Oberlehrerstellen bewerben werden. — Die organisierte Bürgererschullehrerschaft wendet sich daher an die gesamte Öffentlichkeit, und insbesondere an die Gesetzgeber, sie mögen dahin wirken, daß der vorliegende Entwurf betreffend die Regelung der Bürgererschullehrerbezüge noch im letzten Augenblick verbessert werde. Würde er in jetziger Form Gesetz, dann bedeutet er das Ende der Bürgererschule.

Eine Kriegsgefangenen-Maskerade war kürzlich, wie die „Junge Gemeinde“ berichtet, in einem Kreisblatt, den „Garburger Anzeiger und Nachrichten“ zu lesen. Dort stand am 19. Jänner folgende Einladung: „Wer einen Tag der Kriegsgefangenenhaft erleben will, komme am Sonntag, den 23. Jänner 1926 zum „Grauen Esel“, Exzerzierplatz, zur Maskerade des Vereins ehemaliger Kriegsgefangener Garburg und Umgebung. Eintritt frei! Kappenzwang. Der Vorstand. Der Festausflug.“ Einen großen Eindruck scheint die Kriegsgefangenenhaft auf diese Patrioten nicht ausgeübt zu haben; sonst könnten sie sich doch nicht recht für eine Kriegsgefangenen-Maskerade mit „Kappenzwang“ begeistern!

Ein nationaler Gauner hat sich die Femelonjunktur in Mecklenburg zunutze gemacht. Wie die „Landeszeitung“ für beide Mecklenburg“ meldet, reist dieser Herr seit einigen Tagen umher, nennt sich Kapitän Lange, gibt sich als politischer Flüchtling aus, bestellt Grüße von den Herren v. Lütjow und v. Jagow und versucht auf diese Weise Unterstützungen zu erschwindeln. Recht so! Er soll die Dummen nur pressen, die nicht alle werden!

Ein amerikanisches Riesenschiff soll nach Berichten aus New York demnächst gebaut werden. Das Schiff soll in zwei Tagen den Atlantischen Ozean überqueren. Es soll dreimal soviel Gas wie die „Senandoah“ oder die „Los Angeles“ fassen und 200 Fuß länger sein. Das Schiff soll „Goodbear Zeppehn I“ heißen und 100 Passagiere mit Gepäc und Nahrung befördern.

Fünfehn Jahre „Narod“. Das Zentralorgan der bulgarischen Sozialdemokratie „Narod“ (Volk) blüht dieser Tage auf fünfzehn Jahre Bestehen zurück. In einem Leitartikel, dem das Wort August Bebel's „Es lebe die Sozialdemokratie! — das muß der Ruf sein, mit dem wir neuen Kämpfen entgegengehen“ als Motto vorangestellt ist, erinnert das gut geleitete Blatt daran, daß es von Anfang an für die „einzige gerechte und gesunde Lösung der mazedonischen Frage“, die Autonomie des Landes, eingetreten sei, daß es 1912 die Lösung: Krieg dem Kriege! verfochten habe und daß es sich seit 1914 und 1915 mit aller Schärfe gegen „die Bande Radoflawows“ gewendet habe, deren Politik Bulgarien in die ökonomische und politische Abhängigkeit von Deutschland brachte und in den Weltkrieg und in die Katastrophe hineintrieb. Ebenso steht auf der Ehrenliste des „Narod“ der erbitterte Widerstand gegen die bäuerliche Klassendiktatur Stambulistski wie der uner müdliche Kampf gegen die Regierung Rankow, „das gewalttätigste, tyrannischste und blutigste Regime, das Bulgarien je gehabt hat“. Mit heller Zuversicht und ungebrochener Kampfkraft tritt „Narod“ in sein sechzehntes Jahr.

Eva de Putti, die bekannte Berliner Filmschauspielerin, hat unter Hinterlassung von 100.000 Mark Schulden Berlin verlassen. Die Künstlerin hat sich über Paris nach Cherbourg begeben, um von dort aus mit dem Dampfer „Majestic“ die Überfahrt nach Amerika anzutreten. Ueber die Begleichung der Kassenhände der bekannten Diva dürfte man sich noch einige Zeit den Kopf zerbrechen.

Nieflige Regenfälle werden aus Süd-England gemeldet. Zahlreiche Flüsse sind über die Ufer getreten und haben meilenweit das Land unter Wasser gelegt. Häuser und Acker sind überschwemmt und verwüstet. Am meisten hatte die Stadt Northampton zu leiden. Als die Leute nach dem Gottesdienst am Sonntag morgen die Kirche verlassen wollten, sahen sie sich plötzlich von reißenden Fluten umgeben und mußten mit Booten und Wagen aus der Kirche geholt werden.

Ueber drei Monate tot in der Wohnung gelegen ist die 65jährige Witwe Spiller in der Fürstemberger Straße im Norden Berlins. Die Frau, die zurückgezogen und menschenfern in dem großen Mietshaus lebte, wurde von ihrem Neffen, als er zu Besuch kam, in ihrer Wohnung auf dem Boden liegend tot aufgefunden. In dem Briefkasten lagen noch Briefe vom 31. Oktober vorigen Jahres.

Heirat in Handfesseln. Eine Heirat unter ungewöhnlichen Umständen fand dieser Tage in dem italienischen Orte Taranto statt, wo ein wegen schweren Einbruches verhafteter Verbrecher, Angelo Conte, mit einer gewissen Clara Gesa den Bund fürs Leben schloß. Wie römische Blätter berichten, trat der Brautigam von den Standesbeamten mit auf den Rücken gefesselten Händen, während Handfesseln, die ihm angelegt waren, von zwei schwer bewaffneten Carabinieri gehalten wurden. Das Standesamt wurde streng bewacht, weil einige andere Bewerberinnen um die Hand Contes gedroht hatten, sie würden die glückliche Braut ermorden, wenn die Heirat zustande käme.

Wetterbericht vom 10. Feber. Dienstag pasterte vom Osten her eine leichte Störung das Staatsgebiet, die eine schwache Erwärmung und meist nur unerhebliche Niederschläge brachte. Nur in Südwestmähren wurden sechs Millimeter gemessen. Da es überall den ganzen Tag bedeckt blieb, beträgt der Unterschied zwischen der tiefsten und der höchsten Temperatur an den einzelnen Orten nur ein bis drei Grad Celsius. Im ganzen blieb die Temperatur nahe Null. — Wahrscheinlichs Wetter von Donnerstag: Vorwiegend bewölkt, zeitweise leichte Niederschläge, Temperatur nahezu Null, Ostwind.

Gunnar Tolnaes.

Zu seinem Prager Vortrag am 8. Feber.

Der „Maharadsch von Kopenhagen“, wie man den beliebten Künstler in den Filmkreisen nennt, ist auf seiner Reise durch Mitteleuropa nach einem kurzen Aufenthalt in Wien auch in Prag abgestiegen. Schon sein Eintreffen gab den neugierigsten Prager den Grund und Stoff zur Genüge, um einmal ihre Sensationslust voll zu befriedigen. Besonders die holde und auch weniger schöne Frauenvelt kam in begreifliche Aufregung, die sich bei einigen Gelegenheiten in geradezu vulkanmäßigen Begeisterungsausbrüchen austobte.

Geheimnisse ein Aufstakt zu dem morgigen Abendvortrag war das Erscheinen Gunnar Tolnaes' im Bio Kina, wo gerade einer seiner Filme vorgeführt wird: „Die kleine Dorrit“. Dem rührigen Direktor des Kinos war es gelungen, den Künstler für einen Besuch seines Unternehmens zu gewinnen. Und Tolnaes kam: jugendlich frisch, mit seiner hohen, schneigen Gestalt und den für ihn so charakteristischen scharfen, durchgeistigten Gesichtszügen, als wäre er unmittelbar aus der Leinwand getreten. Die Tragik der menschlichen (lies: mädchenhaften) Ideale, daß sie nämlich beim Erreichen oder persönlicher Verwirklichung bitter enttäuschen, ging in angenehme Uebertreibung über: nicht nur daß man ihn so fand, wie man sich ihn vorstellte, sondern unter dem Einfluß seiner gewinnenden, anziehenden Erscheinung vertiefte sich nur noch der an und für sich schon vorzei chende Eindruck. Er war allerdings leicht geschminkt, schon für die abendliche künstliche Beleuchtung vorbereitet, aber das vermochte der ihm gezollten Verehrung keinen Abbruch zu tun. Kein Wunder, daß es nicht bloß bei dem stürmischen Jubel blieb, sondern auch zu Handfesseln kam. . . .

Abends der Vortrag. Der große Lucerna-Saal gesteckt voll. Alles unruhig, gespannt, aufgeregt, in

Humor.

Recht angenehm. Sommerfrischer: „Aber wie soll ich bei Nacht ins Haus kommen? Hausschlüssel hab ich keinen und Glocke ist auch keine da!“ — Bäuerin: „Das ist ganz einfach! Da schleichst du erst um 'n Hundstotter rum — aber gegen 'n Brunnau zuo, dorthin reichst du Luader net. Dann steigst du über'n Jaum im Garten — possen du aber auf'n Stachelkraut auf! Nacha kletterst du auf'n alten Birnbaum. Da rufsch du auf'n Vorderen Ast ausi — aber schön loder, weil der Ast stark nachgibt — und klopfen du bei der Nagelammer an; die tuat dhne dann aufmach'n! . . . aber schau'n du guat, daß dhner laner von die Burtschen sieht, weil die Satramner gar so viel eifersücht' san!“

Vertrauenerweckend. „Können Sie mir sagen, wo hier das beste Hotel ist?“ fragte der Fremde am Bahnhof des kleinen Städtchens einen Einheimischen. „Ich könnte schon, aber ich möchte nicht,“ erwidert der andere zögernd. „Warum nicht?“ Wenn Sie hinkommen, werden Sie sicher denken, ich bin ein Lügner.“

Kunst und Wissen.

Mozarts „Zauberflöte“ erlebte am Dienstag unter Kapellmeister Steinberg eine stil- und stimmungsvolle Aufführung und diente nebenbei auch einem Engagementsspiel. Herr Alfred Karcen vom Stadttheater in Teplitz sang den Sarastro. Eine derartig profunde Bassstimme wie die des Gesängers gehört heute zu den Seltenheiten, so daß es schon um des außergewöhnlichen Stimmmaterialies des Sängers willen ratsam wäre, ihn unserer Bühne zu gewinnen. Denn die gesanglichen Fehler und Unarten, die Herr Karcen demmalen im reichen Maße besitzt, lassen sich leicht abstellen und hindern keineswegs, daß der strebame Sänger unter tüchtiger und gewissenhafter künstlerischer Führung ein Vollkommener oder sogar Auserwählter seiner Kunst werde. Frau Vah-Rehlmann, die als Königin der Nacht hätte debütieren sollen, hatte in letzter Stunde abgefangen, was anzusehen allerdings allen Anstandsregeln entgegen unterlassen wurde. Frä. Kwartin, die an ihrer Stelle — übrigens in ganz hervorragender Weise — sang, verhielte durch bewunderungswürdige persönliche Geistesgegenwart einen ernstlichen Anfall, da sie unbeirrt weiter sang, trotzdem die Versenkung mitten in ihrer großen Krie im zweiten Akte plötzlich in Tätigkeit trat und die Künstlerin in die Tiefe beförderte. —

Claus Mann — Pamela Webedind. Die seelische und leibliche Not der Jugend ist ein Problem, das die Empfindsamsten und Befähigsten unter den jungen Menschen immer und immer wieder aufsteuert wird. Die einen werden zur revolutionären Tat veranlaßt, andere zur leidenschaftlichen Betätigung in der Politik, wieder andere fühlen in sich eine künstlerische Sendung reifen und entladen ihr gedrückt Gewissen durch lyrische und dramatische Produkte. Allen ist es mit ihrem Wollen furchbar ernst und dieser Ernst soll auch anerkannt werden, ist er doch ein Beweis dafür, daß sich unter den Trümmern unserer geistig verfallenden Gesellschaft immer wieder neues Leben regt. Die denkende Jugend hatte es schon immer schwer, sich ihre Wege zu suchen, die heutige Jugend aber ganz besonders. Keine Gesellschaft zeigte noch jene tiefe Zerrissenheit und jene klaffenden Widersprüche als die, in der wir leben. Die Generation, die nach dem Kriege die Schule verließ, ist völlig führerlos. Ihren Geist beschwert noch zu viel des Alten, als daß sie rasch und leicht den Weg zum Neuen finden würde. Das eigene Erleben des Krieges blieb ihr erspart und darum versteht sie auch nicht die Größe der Revolution und ihre

Tragödie. Und so kann es nicht wunder nehmen, wenn Claus Mann Wege einschlägt, die abseits führen vom feingehenden Pfad des revolutionären Wollens und wenn er Trost sucht und findet im blühenden Garten der Dichtung, wobei ihm die stille, an Verzicht gemahnende Hermann Bangs am nächsten steht. Claus Mann fühlt zwar die Not der Jugend und die Not des Geistes wie selten einer. Er leidet darunter, daß die Theateräle leer sind und es schmerzt ihn, daß gute Bücher nicht gelesen werden, während zu einem Bogkampf Samson-Breitenkätter 16.000 Menschen strömen. Er fühlt dies mit tausenden anderen „jungen Menschen“, die es in Deutschland trotz alledem noch gibt. In den die ganze heutige Jugend berührenden Problemen kommt noch sein eigenes: er hat das Glück und die Last zugleich, Sohn eines großen Vaters zu sein. Der Name: Mann öffnet ihm alle Tore und verschafft ihm weit über seine Bedeutung hinaus Beachtung, um die ein anderer mühsam und schwer ringen muß und die mancher still Schaffende nie erlangt. Aber dieser Name verpflichtet auch; er fordert Großes von seinem Träger. Wertvolle Menschen sind schon am großen Namen des großen Vaters gescheitert; wir werden an den begabten Sohn Goethes erinnert. Wir wünschen Claus Mann, daß es ihm möglich sein wird, den Namen seines Vaters Thomas und seines Onkels Heinrich in Ehren zu tragen — und daß es ihm gelingen wird, trotz alledem ein Eigener zu werden. Seine Prager Vorlesung am 9. d. M. gestattete noch keine Schlüsse. Er ist talentiert, ohne Zweifel, er kennt das Leid der Jugend, das ist gewiß — aber ihr Wegbereiter ist er nicht. Er weiß, daß die (frei-)deutsche Jugendbewegung verlagert hat und daß die deutsche Jugend führerlos ist — aber ihr Führer ist er nicht. „In Armut leben“ und nach fernen Ländern reifen (ins herbe Afrika) — rät er, aber mit diesem Rat wird der jungen deutschen Dichtkunst noch nicht gedient sein, vor allem aber nicht der großen Zahl jener, die im Schatten leben — das war der Eindruck, den sein erstes Stück „Fragment von der Jugend“ hinterließ. Im zweiten Teil las Claus Mann ein Kapitel aus seinem Roman — ein knappes, farbenreiches Bild des Lebens der Pariser Bohémien. Soweit dieses Bruchstück ein Urteil zuläßt, geht der junge Dichter an den sozialen Fragen unserer Zeit unberührt vorüber, wie er überhaupt in seinen Aufschauungen durchaus bürgerlich zu sein scheint. — Seine Partnerin Pamela Webedind trug mit viel Gefühl und tiefem Verständnis Gedichte ihres Vaters vor. Man konnte viel Freude an dem Vortrag haben, wenn er auch manchmal ein wenig zu theatralisch wurde für „Rabbi Etra“ reichten übrigens die Mittel der jungen Schauspielerin nicht aus. Dieses starke Gedicht erfordert die gutgeschulte Stimme eines männlichen Sprechers. Pamela sang außerdem noch mit weicher, warmer Stimme ohne große Musikalität zur Saute Lieder von Frank Webedind, die einiges aus dem reichen Schaffen des Dichters lebendig werden ließen. Die beiden blutjungen und außerordentlich sympathischen Menschen wurden am Schluß lebhaft bejubelt — wobei freilich der Beifall nicht reiflos ihrem Wert und ihrer Leistung, sondern auch der göttlichen, herrenzwingenden Jugend galt.

Spielplan des Neuen deutschen Theaters. Heute Donnerstag „Julius Caesar“, Freitag „Der Ruf“, Samstag „Mascottchen“, Sonntag halb 3 Uhr „Rigoletto“, 7 Uhr „Die Terefinia“, Montag „Mascottchen“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Heute Donnerstag abends „Mamselle Nitouche“, Freitag abends „Charles Lante“, Samstag halb 3 Uhr nachmittags Jugendfürsorge-Vorstellung „Die Puppenfee“, 7 Uhr abends „Der wahre Jakob“, 10 Uhr nachts „Liebestrank“, Sonntag 3 Uhr „Charles Lante“, halb 8 Uhr „Liebestrank“, Montag „Der wahre Jakob“.

Der Film.

Der Riblungen-Film feiert in Amerika wahre Triumphe. Die Besprechung des Films beginnt im „San Francisco Call“ mit folgenden Worten: „Wach auf, Schloß Hollywood! Wach auf, ihr verschlafenen Hüter der Kellertore, ihr arroganten Heischhüner auf den Papiermachewästen, ihr Eintagsfliegen von Trompeten, Renommisten und Tam-Tamschlägern! Wach auf, Männer und Bürger, ein mächtiger Held steht vor eurer Türe! „Sieggelieb“ ist sein Name und er ist aus der alten Welt über das Meer gefahren, nicht um euch zu bekriegen, sondern um euch zu lehren. . . .“ So Amerika, das doch in jedweder Beziehung auf dem Standpunkt des Besseren steht. Aber bei uns in Prag wurde der Film ursprünglich wegen seiner angeblichen „aufreizenden Tendenz“ verboten. . . .

Paul Richters neuer Film betitelt sich „Die rote Maus“.

Literatur.

„Die freie Gemeinde“, Organ für sozialdemokratische Kommunalpolitik, 8. Jahrgang, Heft Nr. 3, ist soeben erschienen. Es enthält Aufsätze über: „Schützt die Selbstverwaltung“ von E. Bözl, „Notwendige Ergänzungen“, „Ein Wort zum Bau- förderungsgesetz“ von Abg. J. Schweißhart, „Kommunalbank und Kreditbedürfnis der Selbstverwaltungskörper“ von —, „Die Reform der Finanzwirtschaft der Selbstverwaltungskörper“ von Prof. Dr. Schranil, „Wohnungspolitik in Sowjetrußland“ aus der Zeitschrift „Wohnungswirtschaft“ Berlin. Die Rubrik „Rundschau“ enthält ein Erkenntnis des Obersten Verwaltungsgerichtes, Mitteilungen über Bezirksvoranschläge und eine Entscheidung des Obersten Gerichtes, nach welcher Gemeindehäuser dem Mieterschutz nicht unterliegen.

Aus der Partei.

Sozialdemokratische Studentengruppe. Samstag, 13. Feber, nachmittags 5 Uhr im Verein deutscher Arbeiter wichtige Mitgliederversammlung. Tagesordnung: „Organisatorische Fragen“. — Dienstag, 16. Feber, abends 8 Uhr in der Verwaltung des „Sozialdemokrat“ 2. Seminarabend. Teilnahme an beiden Veranstaltungen unbedingt notwendig.

Turnen und Sport.

Vom Arbeiter-Turn- und Sportverband. Samstag, den 13. Feber, um halb 3 Uhr nachmittags Bundesvorstandssitzung.

Herausgeber Dr. Ludwig Czech. Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Riehnert. Druck: Deutsche Zeitungs- u. G. Prag. Für den Druck verantwortlich: O. Polik.

DRUCK- u. VERLAGSANSTALT
Gesellschaft m. beschr. Haft.

empfehlen sich den p. l. Behörden, Vereinen, Organisationen, Gemeinden und Kaufleuten zur Herstellung von Urnkosten wie: Tabellen, Börsen, Broschüren, Zeitschriften, Zirkularen, Mitteilungsheften, Einladungen, Plakaten, Flug-schriften, Faktoren, Briefpapieren usw. in solider und rascher Ausführung. Setzmaschinenbetrieb und Rotationsbetrieb.

IN TEPLITZ-SCHÖNAU
Tischlergasse Nr. 6

zitternder Erwartung des Liebblings. Weitans der größte Teil der Anwesenden natürlich Frauen und Mädchen jeden Alters und Standes. Nach einer tschechischen Einleitung erschien dann endlich Gunnar Tolnaes selbst. Langandauernder Jubel empfing ihn; er verneigte sich lächelnd nach allen Seiten. Und nachdem sich die Aufregung gelegt hatte, begann er seinen Vortrag. Er hat erst vor kurzem Deutsch gelernt und war daher mehr oder weniger auf seine Vorlage angewiesen, aber seine Aussprache ist deutlich und rein, wenn auch ein wenig spröde und hart. Leicht verständlich klang seine angenehme, melodische Stimme durch den weiten Raum.

Sein Vortrag zerfiel in zwei Teile. Anfangs erklärte er den Zweck seiner Reise und dann sprach er von sich selbst. Dem Filmschauspieler geht gänzlich ab, was dem Bühnenschauspieler nicht nur Anregung und Ansporn, sondern auch den ersuchten Dank für sein künstlerisches Streben bedeutet; die unmittelbare Fühlungnahme mit dem Publikum. Dem filmenden Künstler ist gerade die schönste Belohnung und Genußquelle versagt; er kann seine Zuschauer nicht unmittelbar mitreißer, er kann während seines Spielens, — beim Filmen, — nicht die Wirkung beobachten, er weiß nicht, ob er enttäuscht oder gefällt. Niemals hört er einen erfreuenden, belebenden Beifall wie der Bühnenkünstler. Ein Ersatz dafür sind die Briefe, die gleich einem verspäteten Beifall in seine Wohnung flattern. Bloß aus diesen kann ein Film-darsteller erfahren, ob er gefällt und Erfolge hat. Es ist daher selbstverständlich, daß er sich darnach sehnt, persönlich einmal jene kennen zu lernen, die ihm brieflich ihre Anerkennung und Wertschätzung zum Ausdruck bringen.

Er wurde in Kristiania (Oslo) als Sohn eines Gymnasialprofessors geboren. Nach Abschließung des Gymnasiums studierte er anfänglich die Rechte und Philosophie, füllte aber später auf die medizinische Fakultät über, deren Doktorat er auch erreichte. Schon von frühester Jugend hatte er eine unabweigbare Neigung zur Bühne. Ein Zufall öffnete

ihm die Tore zur erträumten Zukunft. In Kristiania gab's damals zwei Bühnen, das National- und das Hofströmtheater. Der jugendliche Liebhaber dieses wurde nun plötzlich fürs Nationaltheater genommen, so daß der Theater des Hofströmtheaters notgedrungen mit dem begabten, jungen Tolnaes einen Versuch machen mußte. Er spielte damals in Batailles „Mama Kolibri“ und sein erstes Auftreten war von durchschlagendem Erfolg. Tolnaes blieb bei der Bühne und gewann als Darsteller der Gestalten aus Ibsen, Strindberg, Spielmann, Björnson und Hamsum immer mehr und mehr die Gunst des Publikums. Im Jahre 1913 filmte er zum erstenmal und zwei Jahre darauf ging er nach Kopenhagen zum Nordisk-Film über, wo gleich sein erster Film „Die Lieblingfrau des Maharadsch“ seinen Namen durch die ganze Welt trug und endgültig seinen internationalen Ruf und Ruhm begründete.

Im zweiten Teil seines großzügigen Vortrages entwickelte er seine Ansichten über die Filmkunst selbst und ihre Zukunft. Er wies auf den großen Unterschied hin, der zwischen dem Film und der übrigen Kunst besteht. Diese hat eine tausendjährige Entwicklung hinter sich, der Film aber steht bisher in den Kinderschuhen. Ein Buch oder ein Drama besteht durch sich und in sich selbst und hat bloß einen einzigen Schöpfer. Anders aber der Film: er ist kein einheitliches Kunstwerk, sondern eine Verquickung von Gefühl und Technik, eine Genossenschaftskunst, denn der Regisseur allein ist nicht der alleinige Schöpfer des Filmes, wie man es allgemein fälschlich annimmt, sondern bloß ein Ordner aller mit-schaffenden Kräfte als da sind: der Librettist, der Schauspieler, der Requisiteur, der Beleuchter, der Operateur und andere. Die wahre Kunst hat Ewigkeitwert und gewinnt noch durch ihr Alter (Schulbeispiel: die Antike), während der Film vergänglich ist, und was heute noch als Gipfelleistung angesehen wird, ist morgen durch das stetige Fortschreiten der Technik und durch das selbsttätige Sich-Ueberleben des Drehbuches veraltet und verliert langsam an Wert und

Anziehungskraft. Tolnaes glaubt nicht an die Zukunft des Sprechfilms, da dieser dem inneren Wesen des Filmes widerspricht, dessen Hauptvorteil eben in der Ausscheidung des gesprochenen Wortes und im Betonen der allgemein verständlichen Ursprache der Mimik und des Augenspiels liegt. Auch für den farbigen Film kann er sich nicht erwärmen; besonders Naturaufnahmen verlieren jedwede Natürlichkeit und die Landschaft erscheint wie durch farbige Gläser gesehen. Der gute, gebiegene und unterhaltende Spielfilm wird auch fernherhin seine Anziehungskraft behalten und wird sich immer mehr entwickeln und vervollkommen. Dagegen ist er der Meinung, daß aus dem künftigen Film der abgeschmackte Kitsch verschwinden wird: die Schablone des Hochstaplers und des Ehebrechers, der Klotze und des gefallenen Mädchens, die man heute noch überall antrifft, als könnte man ohne sie keinen Film zustande bringen. Aber man wird sich mehr ans Mädchenhafte und ans Wunderbare grenzende Vorwürfe halten und damit eine durchgeistigte Höhe der Filmkunst erzielen.

Ein donnernder, brausender Beifall rauschte durch das Haus, als Tolnaes seinen Vortrag beendet hatte. Das Publikum wurde von begeisterten Badfischen im wahrsten Sinne des Wortes gestürmt, der Jubel wollte kein Ende nehmen und der Künstler wurde immer und immer wieder her-vorgehoben. Auch draußen vor dem Eingang wartete eine dicke Menschenmenge auf den beliebten „Maharadscha von Kopenhagen“, der seinen Prager Besuch gewiß zu seinen schönen Erinnerungen zählen können wird. — Der Weltenthusiasmierter Badfische und Kleinbürger, die in Begeisterung zerfielen, war das Zusammentreffen mit dem Künstler sicher kein Erlebnis, sondern, wie heute fast alles, eine „Sensation“, in deren Mittelpunkt zunächst jeder und jede sich selbst sah.

H. W. Schimbera.